

www.e-rara.ch

Der Kinderfreund, oder, Erster Unterricht im Lesen, und bey dem Lesen

Rochow, Friedrich Eberhard von

Zürich, 1811

Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM

Shelf Mark: Ak ROCH 1

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-13009>

[Erzählungen.]

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

1. Das Kind.

Ein Kind ist ein kleiner Mensch. So lange das Kind klein und schwach ist, versorgen es die Eltern. Stirbt es nicht jung, so wird es älter, größer und stärker, und muß endlich sein Brod selbst verdienen. Wer sein Brod selbst verdienen soll, der muß viel nützlichcs können. Aber was man nicht lernt und übt, das kann man nicht. Das Kind muß also in der Jugend viel nützlichcs lernen, damit es sich und andern Vortheile schaffen kann. Je älter und größer wird. In der Schule lernt das Kind viel nützlichcs lernen. Das Kind geht also gern in die Schule gehen, weil es sein Vortheil ist.

2. Was kann man in der Schule lernen.

In der Schule lernt man Acht geben, die Dinge um uns her kennen und mit ihrem rechten Namen benennen, unterscheiden, oder die Verschiedenheiten der Dinge bemerken, vergleichen, das ist: Aehnlichkeiten, oder was Dinge mit einander gemein haben, entdecken,

deutlich sprechen, deutlich lesen, deutlich schreiben, aus dem Kopf und auf der Tafel rechnen, was der Mensch ist, und werden soll, verstehen. Auch manche nützliche Handarbeit, als spinnen, nähen und stricken, kann man in der Schule lernen, damit keinem die Langeweile plagt, wenn er alt, oder sonst wegen eines Schaden mit der gewöhnlichen Arbeit nicht fort kann.

3. Natur.

Die Dinge um uns her sind von vielerley Art und Beschaffenheit. Es ist sehr nützlich, sie zu kennen, und ihre Namen zu wissen. Da giebt es Menschen, Thiere, Pflanzen, Steine, Wasser, Erde, Feuer, Mond und Sterne. Alles zusammen. Mit einem Worte: Natur.

4. Der Mensch, oder Leib und Seele.

Was äußerlich am Menschen ist, das kann man sehen, als seine Glieder, seine Gestalt, seine Farbe. Was aber inwendig ist, sieht man nicht so leicht, als Lunge, Herz, Leber und Magen. Alles dieses muß nothwendig unbeschädigt seyn, wenn der Mensch gesund ist.

Wie nun durch die Zusammenwirkung dieser Theile das Leben erhalten und der Mensch viele

Jahre hindurch Nahrung und Kräfte bekommt, das ist höchst bewunderungswürdig eingerichtet. Erkältung oder kalter Trupf auf Erkältung bey der Arbeit, oder sonst Unmäßigkeit aber diesen Bau vor der Zeit zerstören. durch Erkältung stocken die Säfte in den feinsten Gefäßen, werden dort verdorben, und theilen ihre Fäulniß dem ganzen Körper mit.

Und durch Ueberladung und Unmäßigkeit jeder Art, verlieren die inwendigen Haupttheile ihre nöthige Wirksamkeit.

Wer also diese Feinde seiner Gesundheit zu vermeiden weiß, der wird seltener krank und unmutbig.

Aber im Körper ist noch etwas, das vergleichen, unterscheiden, rechnen, und sich so oder anders entschließen kann. Dieses nennt man den Geist, oder die Seele des Menschen. Sie ist völlig unsichtbar, aber daß sie da ist, sieht man alle Augenblicke an sich und andern. Beydes zusammen macht den Menschen aus.

Auch die Seele kann krank werden, wie der Körper.

5. Gesundheit des Körpers.

Wer alle seine Glieder gebrauchen, alle Speisen vertragen kann und gut schläft, dem wird

die Arbeit eine Lust, und die Bitterung schadet ihm nicht leicht. Einen solchen Menschen nenn

Krankheit des Körpers.

Wem es im Magen drückt, wenn er gegessen hat, und der Kopf schmerzt, wer nicht ruhig schläft, sich nicht gern beweget, weil ihm die Glieder weh thun, oder wer die freye Luft nicht vertragen kann, ohne Husten und Schnupfen zu bekommen, dabey er bald innerlichen Frost, und bald Hitze fühlt, der ist krank.

7. Die Erkältung.

Kunz war leichtsinnig, und nahm nicht gern gute Lehren an. Einst hatte er an einem schwülen Tage sich im Laufen sehr erhitzt. Ein kühler Gewitterregen erfolgte, und nun stellte sich Kunz, der seinen Rock ausgezogen hatte, unter den Thornweg in die Zugluft. Sein Herr warnte ihn vor der unausbleiblichen Erkältung, aber Kunz meinte: das wäre eine Kleinigkeit für ihn — er könne alles vertragen. Den Abend hatte er schon den Schnupfen, und war so heisser, daß er nicht laut reden konnte. Sein verständiger Herr wollte ihn nun viel warmen Gliezerblumenthee trinken und früh zu Bette gehen

lassen, damit durch die hergestellte Ausdünstung (denn Erkältung ist nichts anders, als gehemmte Ausdünstung) die grössere Gefahr vermieden werde. Aber Kunz sprach: der Schnupfen wäre eine Kleinigkeit, der Hals würde sich schon von selbst wieder geben — und war so wenig dazu zu bewegen, daß er vielmehr noch den Abend ausgieng, und spät nach Hause kam. Aber am andern Morgen war er auf eine unruhige Nacht träge, und hatte unleidliche Kopfschmerzen.

Nachmittags trat, mit einem Ekel am Essen, das Fieber ein; der Hals ward entzündet, und am vierten Tage starb Kunz an der Bräune, oder der Entzündung des Halses.

Die Erkältung war also keine Kleinigkeit.

Unmäßigkeit.

Carl war hungerig und aß einmal so viel frisch gebackenes warmes Brod, daß er lange davon krank wurde. Da konnte er weder essen noch schlafen, der Kopf that ihm weh, und es drückte ihn, wie ein Stein im Magen, auch war er immer verdrießlich, und konnte nicht wie die andern Kinder froh seyn. Dabey sah er ganz gelb im Gesichte, und sein Leib war dick und hart. Hätte nicht bey Zeiten ein verständiger Arzt ihm gehol-

fen, so hätte er leicht an den Folgen dieser Unmäßigkeit sterben können.

9. Ich möchte gern wieder gesund werden.

Peter wollte gern wieder gesund werden. Da fragten die Eltern einen verständigen Arzt um Rath. Dieser verordnete ihm Arzeneymittel, die Peter einnehmen sollte. Dabey sagte der Arzt auch, was Peter thun und unterlassen mußte, wenn er bald wieder gesund werden wollte. Peter folgte der Vorschrift des Arztes in allen Stücken, und so ward er wieder gesund.

10. Der Ungeduldige.

Klaus war krank, und die Krankheit endigte sich mit einem Ausschlag an der Haut. Ein verständiger Arzt, der ihn besuchte, rieth ihm, sich etliche Tage ruhig zu halten, und vor Erkältung zu hüten, und das Empfindliche des Ausschlages, wodurch die Krankheit gehoben würde, geduldig zu ertragen, ohne es durch Kratzen und Reiben zu vermehren. Aber Klaus folgte diesem guten Rathe nicht; er erkältete sich, und kratzte sich allenthalben wund. Dadurch wurden die Schmerzen vermehrt, und er ward immer ungeduldiger. Endlich schlug durch die oft

malige Erkältung der Ausschlag zurück, und Klaus mußte unter großen Schmerzen sterben.

II. Der ordentliche Kranke.

Wilhelm hatte einſtinals das Fieber von ſchlechter Verdauung. „Wollt ihr nicht zu der weifen Frau ſchicken?“ ſprach dieſe; „oder zu dem Markſchreyer?“ ſprach jene unverſtändige Frau. Hans brachte einen Mann, der Arzeneien herumtrug, ins Haus, von dieſem ſollte Wilhelm Bergöl kaufen und einnehmen. Einer rieth gar, ſich von einem Heerenmeiſter das Fieber verſchreiben zu laſſen; und was dergleichen Thorheiten mehr waren. Aber Wilhelm ſagte: „Nein, das thu ich nicht, meine Geſundheit iſt mir lieber. Es iſt nicht genug, das Fieber loszuwerden, man muß auch nachher keine ſchlimmere Krankheit bekommen, als das Fieber ſelbſt iſt. Ich will zum Prediger gehen, und was mir der rathen wird, das will ich thun.“ Dieſer war ein verſtändiger Mann, und für wenige Groschen Arzeneien ward die Urfach des Fiebers aus dem Leibe geſchaft; und da hörte das Fieber, als die Wirkung, von ſelbſt auf. Denn ohne Urfach iſt keine Wirkung.

12 Von Seelenkrankheiten.

Ein Kind fragte seinen Lehrer, was Seelenkrankheit sey? Und dieser antwortete folgendes.

Wie der Körper seine Krankheiten hat, so giebt es auch Seelenkrankheiten, die ich dir nennen und in der Folge beschreiben will.

Die erste ist, Unwissenheit.

Die zweite ist, Trägheit.

Die dritte ist, Unachtsamkeit.

Die vierte ist, Unzufriedenheit.

Die fünfte ist, Neid.

Die sechste ist, Unverträglichkeit.

Die siebente ist, Habsucht (haben wollen).

Die achte ist, Ungeduld.

Die neunte ist, Schadenfreude.

Wer mehr oder weniger davon an sich hat, dessen Seele ist krank, weil ihm nicht wohl zu Muth ist. Auch für diese Seelenkrankheiten giebt es Rath und Hülfe. Doch besser ist, nicht krank an der Seele, oder doch so geschwind als möglich, wieder gesund zu werden.

13. Michel.

Michel war nicht in die Schule gegangen, konnte nicht lesen, was gedruckt oder geschrie-

ben war, verstand oder behielt nicht, was ihm die Leute sagten, mochte nicht gern arbeiten, und machte nichts recht. Als Michel größer und stark wurde, da starben ihm seine Eltern. Nun wollte Michel sich vermietthen. Er gieng also zu einem Herrn, und bot sich um den gewöhnlichen Lohn als Knecht an. Was' kannst du denn? fragte der Herr. Michel sprach: ich kann essen und schlafen, und die Knechtsarbeit will ich bey euch lernen. Nein, sagte der Herr, die mußt du schon können, oder ohne Lohn dienen. Wollte Michel nun nicht hungern, so mußte er einige Jahre ohne Lohn dienen, und die Arbeit ward ihm sehr schwer, weil er nicht von Jugend auf daran gewöhnt war.

14. Die Langeweile.

Michel fiel auf dem Eise, verrenkte sich das Knie, und mußte lange zu Hause bleiben, bis er wieder fort konnte. Sonst war er gesund, aber die Langeweile plagte ihn, denn er konnte sich mit nichts beschäftigen. Da hat er die Leute, sie möchten ihm doch etwas erzählen, aber sie hatten, wegen ihrer Geschäfte, dazu weder Lust noch Zeit.

„Ach könnte ich doch spinnen oder stricken!“
sagte Michel, „wie gut wäre das!“

15. Die beyden Schulkinder.

Zwey Schulkinder kamen aus der Schule, und fragten einander, was sie für ein Spiel spielen wollten. Karl, der der Älteste, aber nicht der Klügste war, sprach: Komm, wir wollen auf das große Eis gehen und glitschen. Der kleine Wilhelm war klüger, und sagte: Karl, dahin gehe ich nicht mit. — Es hat erst wenige Tage gefroren. — Ich habe noch keinen großen Menschen auf dem Eise gesehen. — Du kannst ins Wasser fallen. — Doch Karl nahm seinen Anlauf. — Als er aber auf die Mitte kam, da brach das Eis; er kam zu Schaden, und kaum ward er, mit großer Mühe, noch gerettet.

16. Die Lügnerin.

Liese ward von ihrer Mutter in den Garten geschickt, um von einem niedrigen Kirschbaum etliche Kirschen für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu holen. In diesem Jahre waren die Kirschen selten, und man hob sie bloß für die Kranken auf. Die Mutter hatte daher es Liesen verboten, nicht davon zu naschen. Als Liese wieder kam, fragte die Mutter darnach, und Liese versicherte, sie hätte keine Kirschen gegessen. Als sie aber den Mund aufthat, da war von den ge-

geffenen Kirschen Mund und Zunge roth gefärbt; und die Mutter strafte sie wegen ihrer Lügen.

17. Klaus und Frize.

Klaus war leichtsinnig und unachtsam; Frize aber dachte nach, und gab auf alles Acht. Einst gieng Klaus aus der Stadt nach Hause; und eine Weile darauf kam Frize denselben Weg. Da fand Frize einen schönen Ring. Vor dem Dorfe lag Klaus unter einem Baum und schlief. Frize weckte ihn auf, und erzählte ihm sein Glück. Da rieb sich Klaus die Augen, gähnte und sprach: „Den hätte ich auch finden können; „denn gewiß hat ihn der Herr verloren, der „mir vor der Stadt begegnete.“ „Warum hast „du ihn denn nicht gefunden?“ antwortete Frize. „D!“ sagte Klaus, „wer kann auf alles Acht „geben!“ Frize machte darauf bekannt, das er den Ring gefunden habe, und erhielt von demjenigen, welchem er zugehörte, zehn Thaler zum Geschenk.

18. Die Mutter und das Kind.

Der kleine Wilhelm bat seine Mutter um Brod; da entstand unter ihnen folgendes Gespräch.

Die Mutter. Ja, mein Sohn, ich will es dir geben; aber weißt du wohl, wovon das Brod herkommt?

Wilhelm. Ihr habtes es gebacken, liebe Mutter.

Die Mutter. Ja, ich nahm Mehl und Wasser, rührte es, sauerte mit Sauerteig, daß es aufgieng, und knetete den Teig; alsdann war Holz nöthig den Backofen zu heizen, und als dieser gehörig warm war, da backte ich den Teig; und es ward eßbares und gesundes Brod. Sieh, mein liebes Kind, so viel gehört dazu, damit aus Mehl Brod wird. Aber wo kommt denn das Mehl her?

Wilhelm. Aus Korn. Der Müller macht es auf der Mühle.

Die Mutter. Wo kommt denn das Korn her?

Wilhelm. Das wächst aus der Erde. Mein Vater hat es gesäet

Die Mutter. Nicht allein gesäet; sondern dein Vater hat erst das Land gepflügt, gedüngt, dann den Saamen hineingesäet, und ihn unter, gepflügt oder eingeeget. Ist aber nun alles geschehen, mein Sohn?

Wilhelm. Nein, liebe Mutter, mein Vater hat das Korn gemähet, geharket, eingebunden, in die Scheune gebracht, und ausgedroschen.

Die

Die Mutter. Ganz recht, mein Sohn. Aber wer hat es denn gemacht, daß der Saame aufgieng und fortwuchs? Wer gab dazu Thau und Regen? Und wer ließ die Sonne scheinen, damit das Korn reif werden konnte? Wer gab Gesundheit und Sicherheit zu unserer Arbeit? Wer beschützte unser Haus und Feld vor verderblichem Wetter? Dieses alles konnte weder dein Vater, noch sonst irgend ein Mensch. Aber sieh, mein Kind, alle Menschen haben einen großen unsichtbaren Vater, der sie sehr lieb hat und für sie forget. Gott ist sein Name. Dieser Gott, oder dieser unsichtbare Vater, thut zu unserm Besten, was wir Menschen nicht thun können, weil wir zu schwach dazu sind. Unser Leben, und alles Gute, was wir haben, das haben wir von ihm. Auch dieses Brod hättest du nicht, mein Kind, wenn Gott es nicht thäte. Er verlangt von uns für alle diese Wohlthaten nichts, als daß wir ihn durch Gehorsam ehren, lieben und uns über ihn freuen sollen. Wenn du willst, will ich dir künftig noch mehr von Gott erzählen. Erwinnere mich daran.

Wilhelm. O ja, liebe Mutter, das will ich gern thun.

19. Leckermaul.

Leckermaul war von seinen Eltern verzärtelt worden. Er aß dies und jenes nicht. Er tadelte das Essen, und stiftete dadurch viel Böses unter seinem Mitgesinde, so daß die Speisen, die wohl hätten können mit Danksagung gegen Gott gegessen werden, oft verachtet wurden und stehen blieben. Er aber kaufte sich Semmel, oder Kuchen und Kaffee, und verbrachte damit lieberlich seinen Lohn. Lange blieb er auch nicht bei einem Herrn, sondern ward bald abgedankt, weil er allenthalben Verdruß anrichtete. Als einst eine Theurung kam, bettelte Leckermaul aus Noth auch vor der Thür einer gewissen Herrschaft, deren Essen er oft verachtet hatte, und erhielt mit Mühe ein Stück schimmlichtes Brod.

20. Der Baumverderber.

Hans that gern unnütze und böse Dinge. Wenn er die Pflugeisen von der Schmiede holte und unterwegs einen jungen Baum sah, so machte er sich daran, und probierte die Eisen, ob sie scharf wären. Der Herr des Dorfs hatte zwei Reihen Obst- und Maulbeerbäume an den Weg setzen lassen, und sah immer mit Verdruß, daß sie beschädigt waren. Er ließ daher so lange aufauern, bis Hans dabey betroffen wurde. Er ward ems

pfündlich gestraft, und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezahlen. Da sagte er: „Ich habe nicht allein Schaden gethan, andere haben auch Bäume beschädigt.“ Darauf antwortete der Herr: „Aber dich haben wir bey Beschädigung der Bäume angetroffen, und die andern nicht. Hast du andere gesehen, welche die Bäume beschädigen, so hättest du es angegeben, aber nicht nachmachen müssen.“

21. Die ungleichen Brüder.

Karl ehrte seine Eltern, denn er gehorchte ihnen, und hütete sich sorgfältig, ihnen Verdruß zu machen. Klaus that aber, was ihm gut dünkte, schlug alle gute Lehren seiner Eltern und Lehrer in den Wind, und machte, weil er unverständlich handelte, seinen Eltern manches Herzeleid.

Als sie beide groß wurden, bekam Karl bald einen guten Herrn, bey dem er Brod hatte. Er heirathete eine fromme und fleißige Frau, mit welcher er vergnügt lebte.

Klaus aber blieb grob, dumm und faul. Er bekam aber immer den schlechtesten Herrn; denn kein guter Herr konnte ihn leiden, oder mochte ihn behalten — Als er alt wurde, da bettelte er vor Karls Thür.

22. Der kleine Dieb.

Der kleine Peter hatte oft seinen Eltern und Geschwistern Kleinigkeiten an Eßwaaren und andern Sachen weggenommen. Als ihn endlich seine Mutter darüber betraf, sagte sie es dem Vater; und sie wurden eins, deswegen das böse Kind hart zu züchtigen. Da nun Peter sehr weinte, und vorwenden wollte: „Er hätte ja „nur eine Kleinigkeit weggenommen;“ so sagte der verständige Vater: „Eben darum strafe ich „dich hart, damit du nicht bey Kleinigkeiten „lernest, Dinge von größerem Werthe zu stehlen, und endlich am Galgen sterben müßest.“

23. Das Bild oder der Schein betrügt.

Wilhelm sah in einem Teiche bey stillem Wetter das leuchtende Bild der Sonne. „Vater, sprach er, „kommt eilig in den Garten, es „ist ein großes Feuer in dem Teiche.“ Der Vater lachte und ging mit ihm hin. „Seht ihr „nicht, Vater, wie es brennt?“ rief Wilhelm. „Ich sehe es wohl, mein Sohn,“ sprach der Vater, „aber es ist das Bild der über uns stehenden Sonne, welche sich im Wasser spiegelt. „Doch ich will dich überzeugen, daß es kein Feuer „ist.“ Darauf nahm er eine lange Stange, und hielt sie eine Weile in den Widerschein der

Sonne; und als er sie herauszog, da mußte Wilhelm sie anfassen, und fand sie naß und kalt. Als sie zurückkehrten, da verwunderte sich Wilhelm, wie es so feurig hätte aussehen können, da es doch kein Feuer wäre. „Mein Sohn,“ sprach der Vater, „das Bild der Sonne ist nicht die Sonne selbst; dein Bild im Spiegel bist du nicht selbst; denn zwischen dem Bilde und dem Abgebildeten ist ein großer Unterschied. Das Bild ist nicht die Sache selbst, der es ähnlich sieht. Der Schein betrügt oft, und darum brauchst du den Unterricht erfahrner Leute, damit du lernest, nicht gleich einem jeden Anschein zu trauen, sondern durch den Verstand die Dinge zu prüfen.“

24. Die Mausefalle.

Eine alte und eine junge Maus liefen um eine Mausefalle von Eisendraht herum, und rochen den Speck, der darin war. Die alte versuchte lange, zu dem Speck zu kommen, ohne in die Mausefalle zu kriechen; denn es schien, als ob sie eine Gefahr dabei besorge. Als es aber nicht angienge, da lief sie weiter. Allein die junge Maus bedachte sich nicht lange, sondern kroch hinein, als sie oben eine Oeffnung fand, und fraß den Speck begierig auf. Als sie satt war,

da wollte sie ihre Freyheit suchen, aber diese war verloren, und sie war gefangen.

25. Das Vogelnest.

Karl nahm alle Vogelnester um das ganze Dorf her aus, fieng die Alten bey dem Neste, und quälte dann die Vögel, bis sie todt waren. Dadurch gewöhnten sich alle Vögel von dieser Gegend weg, und im Frühjahr, da sonst durch den Gesang der Vögel alles erfreuet ward, war es bey diesem Dorfe traurig und stille. Aber es gab auch so viel Raupen und Gewürm daselbst, daß die Leute kein grünes Blatt behielten, und also von ihren Bäumen kein nütliches Obst bekamen.

26. Von Nahrungsmitteln.

Eine Frau, die entweder geizig, oder unversändig, oder sehr arm war, gab ihren kleinen Kindern nichts als Mehlsuppe oder Kartoffeln, ohne genugsames Salz, zu essen. Da bekamen die Kinder blasse Gesichter und dicke Leiber, und eins starb nach dem andern hin. Als sie nun über ihren Verlust einsmals sehr weinte, da sagte es ihr ein verständiger Mann, der es wohl wußte. „Ach,“ antwortete sie ihm, „wie weiß unser eine das? Und denn ist das Salz theuer.“ Karls

„toffeln in der Asche gebraten, und Mehlsuppe,
 „ist bald gemacht, und man wird doch auch satt,
 „dason“ „Liebe Frau,“ sprach der verständig-
 „dige Mann, „satt werden ist nicht die Hauptab-
 „sicht des Essens, sondern dadurch genährt und
 „gestärkt zu werden. Und beides würde besser
 „geschehen seyn, wenn ihr euern Kindern, je
 „öfter je lieber, zwischen den Kartoffelmahlzei-
 „ten, auch hättet bloße gesalzene Brodsuppen
 „und Buttermilch mit Brod essen lassen, oder
 „die vortrefflichen gesunden gelben Rüben statt
 „der Kartoffeln zur gewöhnlichen Kinderspeise
 „gewählt hättet. Gewiß, eure Kinder lebten
 „noch, und blühten wie die Rosen. Denn es ist
 „nicht alles gesund, was man essen kann, nicht
 „zu allen Zeiten dasselbe, und manches hört nur
 „auf schädlich zu seyn, durch die Verbindung,
 „in welches es genossen wird.“

„Nun,“ sprach die Frau, „wenn ich wieder
 „Kinder bekomme, will ich es doch auch so
 „machen.“

27. Allzuviel ist ungesund.

Wenn Michel auf eine Hochzeit, oder ein an-
 deres Fest eingeladen war; so aß und trank er
 so viel, daß er Sinne und Verstand verlor, und
 hernach krank wurde. Während des Trinkens,

ehe er völlig betrunken war, fieng er mit den Leuten allerley Handel an, so daß er noch ohne hin braun und blau geschlagen nach Hause getragen wurde. Denn er glaubte, das hieße einen Ehrentag feyern, und sich recht lustig machen; und darum würde so gut Essen und Trinken aufgetragen, damit ein jeder sich fränk essen und um den Verstand trinken sollte. Aber Christoph hatte auch wenig Gutes von seinen Eltern und in der Schule gelernt, und kein verständiger Mensch war gern in seiner Gesellschaft.

28. Die neidische Nachbarin.

Eine Bauerfrau hatte ein treffliches Ackergut, und Vieh, so gut als einer im Dorfe, und doch gönnte sie keinem Menschen etwas Gutes. Des Abends, wenn das Vieh zu Hause kam, stellte sie sich in die Hausthür, und ärgerte sich, wenn eine gute Kuh vorbeigienge, die dem Nachbar gehörte. Wenn sie auf dem Felde guten Flachs sah, der ihr nicht gehörte, so sprach sie: „Ich weiß nicht, wie es die Leute machen. Ihnen geräth alles, und mir gelingt nichts.“ Gleichwohl gewann sie dabey nichts, schadete sich vielmehr. Denn weil sie sich immer ärgerte und zankte, war sie auch beständig kränklich, und starb in ihren besten Jahren am Gallenfieber, als

einst des Schulzen Frau, von einem entfernten Verwandten, hundert Thaler geerbet hatte.

29. Der Selbstbetrug.

Zwo Frauen, die sich seit langer Zeit gramm gewesen waren, begegneten sich an einem Brunnen, und jede wollte zuerst Wasser schöpfen. Denn jede behauptete: ihr Vieh könne keinen Augenblick länger warten. Hierüber geriethen sie in ein langes heftiges Gezänke, und mußten endlich, unter dem Gelächter aller Nachbarn, von ihren Männern aus einander gebracht werden. Das Vieh, um welches sie so besorgt gewesen, hatte indeß Stunden lang Durst leiden müssen.

30. Der Heuchler oder Augendiener.

Klaus diente bey einem Herrn, der, weil er noch andere Geschäfte hatte, nur zuweilen, und nicht alle Stunden nach seinen Leuten sehen konnte. Diese Stunden merkte sich Klaus. Wann er nun wußte, daß sein Herr kommen würde, dann arbeitete er, als wenn er sich todt arbeiten wollte. War der Herr weggegangen, so ließ er die Arbeit liegen, und that unnütze Dinge. In der Kirche stellte er sich fromm an, seufzete und weinete. Aber heimlich übte er die

liederlichsten Streiche aus. Sein Herr hielt ihn lange für einen treuen Diener; denn Klaus sprach oft mit ihm davon, daß es Unrecht sey, faul und untreu zu seyn, und klagte über die andern, wie viel er seiner Treue wegen von ihnen leiden mußte. Einst aber betraf ihn sein Herr unversehens über einem wichtigen Diebstahl, und als er gefangen gesetzt wurde, da kamen alle seine bösen Streiche an den Tag. Er ward doppelt gestraft.

31. Der böse Knecht.

Hans war von schlechten Eltern erzogen, und kam in der Jugend zu einem liederlichen Herrn, der auf das Seinige nicht Achtung gab. Da ward er denn vollends liederlich.

Des Nachts lag er im Wirthshause, und des Tages schlief er auf dem Felde bey dem Pfluge, oder wo er sonst allein war. Das Vieh übertrieb und überjagte er; aus der Stadt kam er stets betrunken; und so warm als das Vieh denn war so warm brachte er es auch entweder an die Krippe, oder ins Wasser. Sein Gespann bestand auch stets aus lahmen und blinden Pferden; und sein Herr verlor durch seine Liederlichkeit in kurzer Zeit das ganze Gespann Pferde. Endlich starb er selbst, elend, arm, und von niemand beklagt.

32. Der Furchtsame.

Ein Schornsteinfeger gieng spät zurück nach der Stadt. Ihm begegnete Hans, den sein Herr mit Pflugeisen nach der Stadt geschickt hatte. Als nun beyde an der Ecke eines Busches zusammen trafen, da erschrack Hans gewaltig; denn er war von seinen unverständigen Eltern wenig zur Schule gehalten worden, und hatte daher von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens, und daß es durchaus und überall keine Gespenster und Hexen gäbe, nichts gehöret. Er warf also die Pflugeisen eilig weg, sprang und lief, so schnell er konnte, über Gräben und Zäune nach Hause. Der Schornsteinfeger, der seiner Furcht spottete, nahm die Pflugeisen auf. Als Hansens Herr nach den Eisen fragte, waren sie nicht da. Und Hans hatte sich so erhitzt und geängstet, daß er ein Fieber bekam, woran er beynabe gestorben wäre. Er blieb beständig dabey, er hätte ein schwarzes Gespenst gesehen. Nach einiger Zeit schickte des Schornsteinfegers Herr dem Bauer die Pflugeisen wieder. Die Geschichte kam an den Tag; und Hans ward von Kindern und Alten verlacht, und seiner kindischen Furcht wegen verachtet.

33. Aberglauben.

Ein Bauer hinterließ ein schönes Ackergut, und nur einen Sohn.

Als der Vater noch lebte, vermahnnte er den Sohn oft zur Arbeit, und sagte: „Hans, wer fleißig arbeitet, der hat Brod; aber der Faule muß darben.“ Doch Hans gieng lieber in die Schenke, und hörte gern etwas Neues. Als der Vater todt war, da that Hans vollends gar keine Ackerarbeit mehr; sondern kam nicht eher aus der Schenke weg, als bis er nach Hause zu Bette gieng. Einst kam ein Bergmann in die Schenke, ein listiger Betrüger. Hans sprach und trank mit ihm. Da merkte denn der Bergmann bald, daß Hans dumm und unwissend sey. Er fieng also vom Schatzgraben zu reden an, und rühmte, daß er verschiedene Schätze wüßte. Das gefiel Hansen wohl. Er bezahlte einen Krug Bier nach dem andern für den Bergmann, und beyhm Trunk wurden sie recht vertraut. Da erfuhr Hans vom Bergmann, daß im nächsten Busch ein Schatz stünde. „Bruder!“ sagte der Bauer, „wenn du ihn weißt, warum hast du ihn denn nicht schon gehoben?“ „Ja, sagte der Bergmann, „das geht nicht sogleich — Ich bin arm — Wenn ich drey und dreyßig Thaler, drey Groschen, drey Pfennige, in Gold, Silber, und Kupfergeld

hätte, womit ich den Schatz herauflocken könnte; dann wollte ich ihn gleich haben.“ „Bruder!“ rief Hans voller Freuden, „so viel habe ich eben in der Tasche, und wohl mehr. Ich habe heute ein Pferd verkauft. — Fünf Dukaten, drey Silbergrofschen, und ein Kupferdreher — Nicht wahr, das macht drey und dreyßig Thaler, drey Groschen, drey Pfennige, und dreyerley Geld?“ „Gut, sagte der Bergmann, „um zwölf Uhr in der Nacht gehen wir hin, und du sollst die Hälfte vom Schatz haben, weil du das Geld hergiebst.“ Sie giengen also hin in den Busch. Der Bergmann nahm die drey und dreyßig Thaler, drey Groschen, drey Pfennige in Empfang; stellte Hans an einem Eichbaum, und verbot ihm bey Lebensgefahr, zu reden; gebot ihm dagegen, dort drey Stunden still zu stehen. Indefß der Bauer still stand, so gieng der Bergmann mit dem Gelde über die Grenze und davon. Am Morgen kam der Bauer, der lange gefroren und gewartet hatte, zu Hause. Und wem er sein Unglück erzählte, der lachte ihn aus.

34. Irrthum in der Ursache, oder Davon kommt es nicht.

„Ja! wenn ich nur einen Lappen von einem Gehentken hätte, meine Pferde damit täglich

abzuwischen — dann sollten sie schon zunehmen und gedeihen.“

So sprach Michel zu einem verständigen Herrn, bey dem er eben als Knecht zu einem Gespann magerer Pferde gekommen war. Der Herr schüttelte den Kopf und lachte. Michel aber wollte seinen Herrn dadurch beweisen, daß, wo er zu Hause, ~~in der~~ da sey auch ein Knecht zu einem Gespann magerer Pferde gekommen, doch der sey bald des Nachts zu einem Galgen gelaufen, und habe dort dem Gehenkten den Lappen abgerissen. Als er nun damit die Pferde täglich abwischte, so wären sie zu aller Leute Verwunderung, immer kräftiger und fleischiger geworden.

„Also meinst du,“ sprach der Herr, „daß bloß der Lappen vom Gehenkten, die Pferde fett gemacht hätte?“

Michel antwortete: „Ja Herr! was sonst? Vorher waren sie so schlecht, daß sie kaum gehen konnten.“ Der Herr sagte: „Davon, wovon du meinst, kommt das nicht, und kann es auch nicht kommen. Aber wenn du willst, so will ich dir von dieser thörichten Meinung helfen. Antworte mir nur auf meine Fragen. Hatte der Knecht, der den Lappen des Nachts vom Galgen holte, seine Pferde lieb?“ Michel antwortete: „Ja, Herr, sonst würde er die Mühe sich

nicht gegeben haben.“ Der Herr fragte ferner:
 „Wer die Pferde liebt, und wünscht, daß sie zunehmen sollen, läßt der sie etwa auch hungern und dursten? oder überlastet er sie? oder ladet er mehr auf, als sie ziehen können? oder giebt er ihnen unreines schlechtes Futter, auch wohl zur Unzeit, *wie ein weiser Mann* oder läßt sie ungeputzt auf *unreinem Platte* stehen?“ „Nein, Herr!“ *ein Mal, das nicht* böser Knecht, der das *thut in der Hand* Herr: „wenn der Knecht, *gewissen die Pferde* so sich nicht gescheut, aus *dem zu sein Haus* des Nachts vom Gehentken *einem Knecht zu holen*, damit einen so großen Beweis *seiner Liebe* zu den Pferden gab: Meinst du wohl, Michel, daß er es an ihrer Wartung und Pflege werde haben fehlen lassen? Und wenn das ist, was ist natürlicher, als daß die Pferde, die bey dem vorigen Knecht schlecht geworden, bey diesem, der so gern ihnen aufhelfen wollte, wieder in bessern Zustand gekommen sind? Was meinst du dazu?“

Michel antwortete; „Herr, ihr möget wohl Recht haben. Aber in meinem Dorfe glauben alle Leute, daß es der Lappen gethan hätte.“

35. Die Aufhekerin.

In einem gewissen Dorfe war eine Frauensperson, die gieng aus einem Hause ins andere,

und sagte den Leuten wieder, was der oder die von ihnen geredet hatten. Ehe man es sich versah, verzürnten sich dann die besten Freunde. Verwandte, Schwiegereltern, Brüder und Schwestern geriethen in die bitterste Feindschaft.

Sankten sich nun erst ein paar Familien, so
war sie ihres Gewerbes ~~im~~ ^{im} ~~in~~ ⁱⁿ Dienstes gewiß.
Denn da wußte sie Reden, die
Neugier so rege ihr die einfäl-
tigen Leute g derte, nur um
zu erfahren ~~in~~ ⁱⁿ ihnen gespro-
chen hätt.

Die Bo. Person blieb lange ver-
schwiegen; denn sie verbot jedwedem, es ja nicht
zu sagen, von wem er seine Nachrichten hätte.
Endlich kam ein verständiger Prediger in dieses
Dorf, der die Art solcher Leute kannte. Er pred-
igte daher oft über diese Sache. Und weil er
alles so genau beschrieb, wie es solche Leute
machten, die beym Aufheßen und Wlaudern
ihren Vorthail suchen: so ward aus der Gemeine
jemand überzeugt, gieng hin zum Prediger, und
offenbarte ihm alles. Als dieser es der Obrigkeit
meldete, da ward die Aufheßerin gefangen ge-
setzt, und mußte drey Tage lang, an jeder Thür,
wo sie Feindschaft angerichtet hatte, schimpfliche
Strafe leiden.

36. Die Folgen des Unfriedens.

Eine Dorfschaft Bauern lebte lange in Frieden und Wohlstande. Einst aber, als die neue Kirche gebauet wurde, erzürnten sich die Frauen darüber, daß sie sich nicht vereinigen konnten, wer auf der ersten oder zwoten Bank sitzen sollte? Da kam Feindschaft und Mäanderey unter die Leute; woran *Hand* im Umgang und vor Gericht entstand, *so* als sie aus Verdruß, und wegen beständiger *Hand* ihre Wirthschaft vernachlässigten, und *Hand* hatten. Und es wahrte nicht, *so* Leben, so hatten sie sich alle arm ge-

37. Der Fehler.

Hehlemann stahl selber nicht, aber die Diebe kamen bey ihm zusammen. Und weil er Bier schenkte; so verzehrten sie bey ihm viel, aus dem Verkauf des Gestohlenen, gelöstes Geld. Auch verkaufte Hehlemann selbst für die Diebe das Gestohlene. Endlich ward die Diebesbande gefangen, und Hehlemann von ihnen angegeben; der denn mit ihnen zugleich gestraft wurde.

38. Die bösen Bauern.

Die Bauern zu Bösendorf waren in der ganzen Gegend im übelsten Rufe. Aber es waren

auch recht böse Leute: denn sie verrückten heimlich die Grenzen ihrer Herrschaft und ihrer Nachbarn; und wo ihr Ackerstück an eine Heide oder Ager traf, da pflügten sie alle Jahre etwas ab, und wollten auf solche ungerechte Weise ihren Acker, zum Schaden derer, denen das übrige gehörte, vermehren.

Ihr Vieh hüteten sie oft in Schonungen, oder auf andern verbotenen Plätzen, wenn sie wußten, daß keine Aufsicht war, oder ließen es ohne Hirten in Schaden laufen. Wem sie etwas zu geben hatten, an Korn oder Zehend, den betrogen sie, wo sie konnten. Und Holz stahlen sie, wo nur etwas zu stehlen war. An ihre Kinder wendeten sie nichts, und gönneten ihnen nicht einmal den Schulunterricht. Sie selbst aber kamen so selten als möglich, in die Kirche, den einzigen Ort, wo sie doch noch etwas gutes hätten hören, und von ihrem Unrecht überzeugt werden können. Aber bey allen diesem Trachten nach unrechtem Gut blieben sie doch bettelarm, und kamen auf keinen grünen Zweig, und waren, wie schon gesagt ist, in der ganzen Gegend verachtet.

39. Der Verschwender.

Als einstmahls im März die Sonne warm schien, Beilchen blühten, und Lerchen sangen, da trat

ein Schäfer vor seine Thür, und sprach zu sich selbst: „Bist du nicht ein Thor, daß du den Heuboden so schonst. Was soll dir das Heu? Es wächst alle Tage mehr Gras zu, und ist jetzt schon genug da, daß die Schafe leben können.“ Sogleich gieng er in den Schaffstall, und hieb die Stangen entzwey, worauf das Heu lag, so daß es in großen Haufen in den Stall fiel. Als die Schafe nach Hause kamen, und die Menge Heu gewahr wurden, da suchten sie sich das Beste heraus, und das andere, welches sie, ordentlich und mäßig vorgelegt, wohl auch gefressen hätten; das traten sie nun unter die Füße. Aber etwa nach acht Tagen änderte sich die Witterung; es froh und schneyte gewaltig; die Schafe mußten viele Tage zu Hause bleiben, und der Schäfer gerieth in Gefahr, Hungers zu sterben, seine ganze Schäferen zu verlieren.

40. Der Geizige.

Klaus hatte Geld genug, aber er fürchtete sich, es anzuwenden, auch wenn es zu seinem eigenen Besten gereichte. Unter andern war sein Ofen so schadhaft, daß er neu gesetzt werden mußte, und es ward ihm oft gesagt, daß, wenn er einfiele, das Feuer Schaden thun könnte. — Aber Klauskehrte sich nicht daran, und heizte

lieber gar nicht ein. Doch zwang ihn einst die bittere Kälte des strengen Winters dazu, daß er einheizen mußte, und als eben keiner in der Stube war, fiel der Ofen des Morgens zusammen. Das Feuer ergriff den nahen Flachs an den Spinnrädern, darauf die nicht weit davon stehende Lade, dann das Bette. Nun ward Lärmen im Dorfe. Klaus, der in der Scheune war, eilte herben und wollte sein Geld retten. Indes kamen die Spritzen, denn es brannte schon zum Dache heraus; und weil keiner mehr das Haus erhalten konnte, ward es eingerissen, um wenigstens die übrigen Gebäude, ja das ganze Dorf zu retten. So löschte man denn auch glücklich das Feuer; aber man vermißte Klausen. Als nun der Schutt aus einander gebracht wurde, da fand sich sein Körper vor der verbrannten Lade bey dem Gelde liegend, welches er retten wollte, wo er vermuthlich vom Dampf erstickt war.

41. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz.

Zwey von den Einwohnern eines mit der völligen Aermte durch den Blitz eingeäscherten Dorfes, wurden von ihrer Gemeinde in die umliegende Gegend gesendet, für diese Verunglückten einige Beisteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie

frühmorgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmanns. Sie fanden ihn vor dem Stalle und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knecht es ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockne gebracht hatte. „O weh! der Mann ist „genau,“ sprach einer zum andern, „hier wird „es nicht viel geben!“ Nun wurde der Herr des Hofes die Fremden gewahr, und indeß er mit ihnen in sein Haus gieng, erzählten sie ihm ihr Unglück, und brachten ihr Begehren an. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Gelde gab, und noch versprach: eben so viel an Saatkorn der verunglückten Gemeinde zu schicken. Ja sie konnten in ihrer dankbaren Nührung sich nicht enthalten, ihrem Wohlthäter, während des Frühstückes, es zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sey, da sie ihn, wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knecht gegebenen Verweises, für sehr genau gehalten hätten.

„Lieben Freunde,“ war seine Antwort, „eben „dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe „hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohl „thätig seyn zu können.“

42. Die Reisenden.

An einem Scheidewege, wo drey Wege abgingen, fanden zwey Reisende einen Menschen, und fragten ihn freundlich, welchen Weg sie nehmen müßten, um nach einer gewissen Stadt zu kommen, und weil ihnen viel daran gelegen war, so versprachen sie ihm eine Belohnung, wenn er es ihnen mit Gewißheit sagen würde. Dieser Mensch wußte nun nicht gewiß, welches der rechte Weg nach der Stadt wäre; aber die Belohnung reizte ihn. Er that, als wenn er es wüßte, und sprach: Der mittelfte Weg führt gerade nach der Stadt; denn ich komme von dort her. Die Reisenden gaben ihm das Versprochene, und giengen fort. Als sie lange gegangen waren, und endlich in ein Dorf kamen, da erfuhren sie, daß sie gar nicht auf dem Wege nach der Stadt, sondern einen vergeblichen Weg gegangen wären. Das verdroß die Reisenden sehr, und sie nannten den Wegweiser einen Betrüger und Bösewicht, der ihrer gespottet hätte.

43. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.

Ein verschuldeter, aber arglistiger Bürger erfuhr, daß Hans, der weder lesen noch schrei-

ben konnte, Geld geerbt hätte, und es gern auf Zinsen ausleihen wollte. Er gieng also zu Hansen und versprach ihm sechs Thaler, für jedwedes hundert Reichsthaler, jährlich an Zinsen zu geben, ihm sein Brauhaus zu verschreiben, auch das geliehene Geld in einem Jahre wieder zu bezahlen; doch mit dem Bedinge, daß Hans es nicht unter die Leute bringen sollte. Das gefiel Hansen wohl; er holte das Geld, nebst Feder, Papier und Tinte. Der Bürger schrieb einen ganzen Bogen voll nichtswürdiger Poffen hin, und statt seines Namens, einen Namen, den keiner aussprechen konnte. Der Bauer verwahrte diesen Bogen sorgfältig, und der Bürger nahm das Geld. Kurz darauf gieng der Bürger in die weite Welt. Laß ihn laufen, sprach Hans, ist mir doch das Haus verschrieben, und das ist mehr werth, als die Schuld. Da machte sich Hans auf den Weg, und meldete sich bey dem Rathe der Stadt. Aber als er den Bogen in den Gerichten vorzeigte; so ward er abgewiesen, weil nicht ein Wort von einer Schuldverschreibung darauf stand. Des Bürgers anderweitige Schulden wurden bezahlt; denn die hatten sich besser als Hans vorgesehen. Nur Hans gieng leer aus.

44. Vom Nutzen der Obrigkeit.

In einem Dorfe wohnten vier ordentliche, oder solche, die Ordnung und Recht liebten, und zwölf unordentliche Wirthe, das heißt solche, die sich nach nichts, als nach ihrem eigenen Willen richten wollten, und zum allgemeinen Besten nichts beitragen mochten. An dem Felde dieses Dorfs floß ein kleiner Fluß, der bey großem Wasser oft die Dämme durchbrach, und durch Ueberschwemmung Aecker und Wiesen beschädigte. Die vier ordentlichen Wirthe dämmten, und thaten ihr mögliches; aber es war für sie zu viel Arbeit. Die zwölf unordentlichen aber wollten nicht helfen, und aus Eigensinn lieber Schaden leiden, als den andern behülflich seyn. In ihrem Dorfe war es so morastig und tief, daß im Winter ihr Vieh stecken blieb, und keiner ohne Mühe und Schaden den Dünger vom Hofe bringen konnte. Die vier ordentlichen Wirthe sagten oft: „Laßt uns alle helfen, und das Dorf mit Feldsteinen „pflastern.“ Die zwölf unordentlichen aber wollten nicht, sondern nahmen allerley andere Dinge vor, und der Ackerbau war ihre geringste Sorge. Es war viel entlegener schlechter Acker bey dem Dorfe, und das Dorf hatte wenig Holz; denn es war von jeher schlecht damit haushalten worden. „Laßt uns Schonungen machen,“

sprachen die ordentlichen, „und Holzsaamen
 „darin säen, und das Vieh hüten, daß es das
 „junge Holz nicht abfrißt, bis es groß wird: so
 „haben doch wenigstens unsere Kinder Holz zu
 „erwarten.“ „Das wäre uns eben recht,“ sprachen
 die unordentlichen, „jetzt jagen wir unsere
 „Pferde aus dem Dorfe, und lassen sie laufen,
 „wohin sie wollen; alsdann müßten wir dieses ja
 „unterlassen.“ Kurz sie hielten in allem Guten
 das Widerspiel. Endlich bekam dieses Dorf eine
 ordentliche Obrigkeit. Da ward es anders. Die
 Rechtschaffenen wurden gelobt und geschützt, die
 andern mußten sich Ordnung und Recht gefallen
 lassen, und die Widerspenstigen wurden gestraft.

45. Die Strafe.

Es war ein Mensch in einem Dorfe, der viel
 Geld hatte, und, weil er sehr unverständlich
 war, so bildete er sich auf seinen Reichthum viel
 ein, und wollte alles mit Geld zwingen. Dieser
 Mensch hatte einmal eine böse Handlung begangen,
 und sollte andern zum Beyspiel gestraft
 werden. Die Obrigkeit hatte eine öffentliche Leibes-
 strafe für ihn bestimmt, um seinen Stolz zu
 demüthigen. Gleich war er mit seinem Gelde be-
 reit, und wollte sich von der Strafe loskaufen.
 „Nein,“ sagte die Obrigkeit, du hast öffent-

„lich und aus Uebermuth gesündigt, du mußt
 „auch öffentlich beschämt und gestraft werden.
 „Der Reiche muß eben sowohl Recht thun, und
 „der Ordnung sich unterwerfen, als der Arme.“
 Da lobten alle Leute im Dorfe die Gerechtigkeit
 dieses Ausspruchs, und ein jeder ward dadurch
 zufrieden gestellt und gebessert.

46. Ursach und Wirkung.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht,“ sprach Karl,
 „ich kann es zu nichts bringen, ich bin immer
 „verdrücklich, die Leute sind mir nicht gut, und
 „ich werde oft gestraft.“ „Das will ich dir
 „sagen,“ antwortete Frize; „du bist kein flei-
 „ziger Arbeiter, du hast ein böses Gewissen, du
 „bist feindselig gesinnt gegen andere Menschen,
 „und thust oft solche Handlungen, welche die
 „Obrigkeit strafen muß. Und das kann also nicht
 „anders seyn; denn auf solche Ursachen folgen
 „solche Wirkungen.“

47. Laß ab vom Bösen und lerne Gutes thun!

Wenn man oft dieselbe Handlung wieder-
 holt, so gewöhnt man sich daran, und endlich
 hält es schwer, sie zu unterlassen. Doch wenn
 die Handlung uns und andern schädlich ist, so

müssen wir sie uns abgewöhnen. Wenn wir nur erst den Schaden, welchen das Böse bringt, einsehen, dann erschrecken wir über unsere Gefahr; wie einst Christoph erschrock, der zum Zorn und zum Schimpfen und Schelten bey der geringsten Gelegenheit sich gewöhnt hatte. Ein verständiger Mann erzählte ihm, daß vor kurzem ein Mensch, der einen andern im Zorn erschlagen hatte, sey enthauptet worden. Das kann dir auch noch wiederfahren, dachte Christoph, und sprach: Ich bin auch oft zornig und zufahrend. Wie mache ich es wohl, daß ich den Fehler los werde? Da riet ihm der verständige Mann, sogleich zu denen, die er im Zorn beleidigt hatte, zu gehen, ihnen seinen Vorsatz, sich das zornige Wesen abzugewöhnen, aufrichtig zu melden und sie um Verzeihung wegen des Geschehenen zu bitten. Daben aber gab er noch den Rath, täglich an diesen Vorsatz oft zu denken und alle Gelegenheit zum alten Fehler dadurch zu vermeiden, daß Christoph gleich wegginge, wo sich Anlaß zu Zank und Streit fände.

48. Der Herr kommt.

Hans und Michel zankten sich bey der Arbeit, und nachdem sie sich mit vielen Schimpfwörtern zum Zorn gereizt hatten, wollten sie sich

auch schlagen. Aber indem sie schon die Hände gegen einander aufhoben, kam ihr Herr ihnen zu Gesichte. Sogleich hatte der Zank ein Ende, und ein jeder gieng still zu seinem Geschäfte.

So wie hier der bloße Gedanke: „was wird dein leiblicher Herr von deiner Handlung urtheilen?“ den Ausbrüchen einer der heftigsten Leidenschaften augenblicklich Einhalt that; so vermag es gewiß auch, in allen Gelegenheiten zur Ausübung einer Sünde, der Gedanke an den alles wissenden und allenthalben gegenwärtigen Gott.

Gott vergessen ist die wahre Ursach zur Sünde.

Sagt also niemals: die Verführung war mir zu stark? die Versuchung zu unüberwindlich. — Der Teufel verblendete, verleitete mich. — Befenne vielmehr: Ich dachte nicht an Gott; ich glaubte nicht, daß Gott denen, die ihn suchen, das ist, die aus Liebe zu ihm das Gute thun, und das Böse lassen, ein Vergelter seyn werde; ich hatte nicht Fleiß genug daran gewendet, mit Gottes Wort im voraus meine Seele zu nähren und zu stärken; ich hatte dessen Erklärung in der Predigt versäumt; den Umgang der guten Menschen vermieden, die Gesellschaft der Bösen und Leichtsinrigen aber gesucht; ich glaubte nicht, daß es nöthig sey, mich selbst kennen zu lernen,

und zu welcher Art Sünden ich am meisten geneigt sey; am wenigsten hatte ich mir Mühe gegeben, bösen Gedanken zu widerstehen und böser Gewohnheiten loszuwerden. Hätte ich das ehrlich und lange genug geglaubt und gethan; gewiß mich hätte weder ein Mensch noch ein Geist zum Bösen verführen können.

49. Gute Vorsätze.

Ich will in der Schule recht Acht geben, damit ich geschickt und gut gesinnt werde.

Ich will alles gern und willig thun, was meine Eltern, meine Lehrer und meine Herrschaft mir befehlen.

Ich will immer fleißig seyn, damit ich der Arbeit gewohnt und kundig werde.

Ich will mich richten nach gutem Rath, und den Umgang der Bösen meiden.

Ich will mäßig seyn in allen Stücken. Meine Gesundheit schonen, nicht zänkisch, neidisch, sondern verträglich und bescheiden seyn, gegen alle, die mit mir umgehen.

Ich will zufrieden und fröhlich seyn, bey dem was ich habe.

Ich will nicht ängstlich sorgen, sondern Gott vertrauen, daß bey redlichem Fleiße mir das Nöthige nicht mangeln wird.

Wer durch viel Uebung sich gewöhnt hat, daß er gern thut, was Gott und allen rechtschaffenen Menschen darum gefällt, weil es recht und nützlich ist, der übt die Tugend, oder ist tugendhaft. Ein solcher Mensch möchte nun gern täglich noch besser werden, oder wachsen in der Erkenntniß und Geschicklichkeit, weil es ihm Freude macht, wenn ihm nützliche Arbeit gelingt. Und so kann er froh leben und sterben.

51. Das aufrichtige Kind.

Sophie war aufrichtig und offenherzig gesinnt. Wenn sie etwas nicht wußte, weil sie nicht recht Licht gegeben hatte, so gestand sie es dem Lehrer gleich und sprach: „Ich habe nicht recht Licht gegeben, aber ich will mich bessern. Ich bitte, sagen Sie es mir noch einmal.“ Wenn sie sonst worin gelehrt hatte, und es ihr von ihren Eltern verwiesen wurde; so begehrte sie sich nicht zu entschuldigen, oder ihren Fehler zu verkleinern; sondern sie sprach: „Ich habe Unrecht, und verdiene Strafe, will sie auch leiden; aber werdet mir nur nachher wieder gut, liebe Eltern. Denn das betrübt mich am meisten, daß ich eurer Liebe entbehren soll.“

52. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden.

Christian war in der Jugend von seinen Eltern zur Schule gehalten, und zu Fleiß und Rechtschaffenheit gewöhnt worden, daher war er verständig, und liebte das Gute.

Als er groß wurde und heyrathen wollte, da sah er vornehmlich nach einer fleißigen und tugendhaften Person, die er kannte: daher war sein Ehestand glücklich: denn sie liebten sich beyde, und hielten über Ordnung und Zucht in ihrem Hause. Ihr beyderseitiger Fleiß machte dann auch, daß sich ihr Vermögen vermehrte; und von diesem Segen waren sie wohlthätig, und dienten gern mit Rath und That, daher war ihnen ein jeder gewogen. Sie giengen allen Zank aus dem Wege, mengten sich nicht in Dinge, die sie nichts angiengen, und gaben einem jeden das Seinige. Daher blieben sie von Processen und Strafen frey, und die Herrschaft mochte sie, ihrer guten Wirthschaft und Bescheidenheit wegen, sehr wohl leiden. Weil sie mäßig lebten, sich nicht ärgerten und zankten; so blieben sie gesund, und erreichten ein frohes Alter. Auch ihre Kinder geriethen wohl, weil sie ihnen mit gutem Beyspiel vorgiengen, und sie von Jugend auf gewöhnten, Gutes zu thun

53. Die Apfelkerne.

Die kleine Marie hatte einen Apfel gespeiset und wollte so eben auch sechs Kerne desselben essen. Da kam ihr älterer Bruder Fritz aus der Schule, und sprach zu ihr: „Schwester! wenn du wüßtest, was ich weiß, du äßest die Kerne gewiß nicht mit auf.“

Marie fragte: Nun, was weißt du denn?

Fritz antwortete: Unser Kantor spricht: „Wenn man die Kerne im Herbst in die Erde säet, so kann aus jedem Kern mit der Zeit ein Baum werden, der viel schöne Früchte trägt.“ Da giengen sie in den Garten, und säeten die Kerne in einem abgelegenen Winkel. In wenigen Jahren kamen sie in die Höhe, und wurden Stämmchen. Da reinigten die Kinder sie vom Unkraut, und banden sie an Stöcke, daß sie gerade wüchsen. Fritz lernte indessen pfropfen und oculiren. Nun bat er einen Gärtner um etliche Pfropfreiser, und diese setzte er auf seine Stämmchen. Mit der Zeit wurden daraus Bäume. Und als Fritz und Marie größer wurden, ärrnteten sie von ihren sechs Apfelbäumen fast jährlich eine Menge schöner Früchte. Als sie nun einst die Äpfel pflückten, da sagte Fritz zu Marien: „Ey! wars nicht gut, daß du die Kerne damals nicht aufäßest?“ „Ja wohl,“ sagte Marie.

„Aber wie gut war es, daß du in die Schule
 „gingst, und solche gute Sachen lerntest!“

54. Der kleine Gärtner.

Fritz hatte in der Jugend zur Gärtneren Lust gehabt, und von einem Gärtner gelernt, wie die Obstbäume müßten gepflanzt, beschnitten, gepropft und oculieret werden. Durch eine Krankheit bekam er einen Schaden, der ihn an der schweren Feldarbeit hinderte. Nun würde es ihm schlecht gegangen seyn, wenn er sonst nichts gelernet hätte. Aber weil er mit der Baumzucht gut umzugehen wußte, so nahm ihn sein Herr zum Gartenknecht an, und er hatte bis an seinen Tod dadurch seinen Unterhalt.

55. Die gute Magd.

Louise konnte spinnen, stricken, nähen, waschen, plätten, kochen und das Vieh füttern. Das alles hatte sie von ihren Eltern und andern guten Leuten gelernt und abgesehen. Was sie das von konnte, das übte sie fleißig, so daß es ihr alles recht leicht wurde. In der Schule hatte sie gut lesen, schreiben und rechnen gelernt. Dabey war sie reinlich, bescheiden, that alles zur rechten Zeit, und legte alles an den rechten Ort

Als sie groß wurde, da bekam sie die beste Herrschaft, die sie wie ihr eigenes Kind hielt und liebte.

56. Der rechtschaffene Knecht.

Martin war krank, und mußte seinem Knecht die Arbeit anvertrauen. Anstatt, daß ein böser Knecht, ohne Aufsicht, nachlässig und träge gewesen wäre; so war dieser gute Knecht doppelt fleißig, und wendete alle mögliche Sorgfalt an, alles recht gut zu machen. „Ey!“ sagte er, „wie wird sich mein Brodherr freuen, wenn er meine Treue sehen wird! Er soll sich noch einmal so bald erholen von seiner Krankheit, wenn er alles gut finden wird, und sich nicht ärgern darf.“ Martin ward wirklich besser, und gab diesem guten Knecht seine Tochter; und da er keinen Sohn hatte, so bekam nach Martins Tode der Knecht das Bauergut.

57. Der Menschenfreund.

Ein armer Reisender konnte im tiefen Schnee die Stadt nicht erreichen, sondern befand sich, als er, von Müdigkeit und Kälte betroffen, am Wege sitzend eingeschlafen war, in großer Gefahr, zu erfrieren. Zwey Bauern fuhren aus der Stadt nach Hause. Hans, der den ersten Wagen fuhr, sah den Schlafenden liegen. „Da

„liegt ein Mensch,“ rief er, „der ist entweder
 „todt, oder betrunken.“ Christian, der den
 zweyten Wagen fuhr, hielt gleich still, stieg ab,
 und versuchte lange, ob er ihn aufwecken könne,
 fand aber keine Bewegung an ihm. „Komm,“
 rief Hans, „laß ihn liegen; was geht er uns an?
 wir müssen nach Hause.“ „Nein,“ antwortete
 Christian, „ich habe in der Schule gehört, daß,
 „wenn ein Mensch auch schon erfroren ist, ein
 „vernünftiger Arzt ihn dennoch retten könne.
 „Hilf mir ihn auf meinen Wagen laden, ich will
 „zurück nach der Stadt fahren und ihn zum Arzt
 „bringen.“ „Das wäre mir eben recht,“ ant-
 wortete Hans, „ich sitze hier einmal warm, und
 „sollte mir die Füße wieder kalt machen!“ Und
 damit fuhr er fort. Christian hob ihn also allein
 auf seinen Wagen, fuhr nach der Stadt zurück,
 und hatte die Freude, daß der verständige Arzt,
 zu dem er den Erfrorenen brachte, ihn wieder
 herstellte.

8. Der kluge Wirth bey der Theurung.

Als einst bey nasser Witterung das Getreide
 schlecht gerathen war, und der Scheffel Rog-
 gen drey Thaler galt, da rechnete Georg aus
 daß er sonst gewöhnlich sechzig Scheffel Roggen
 zu Brod gebraucht hätte. Er fieng also gleich

nach der Aernthe zu sparen an, und kaufte drey Winspel Kartoffeln, für sechzehn Thaler den Winspel, das waren acht und vierzig Thaler. Und nun verkaufte er dreyßig Scheffel Roggen für neunzig Thaler, weil er, statt des mehreren Brods, nun Kartoffeln speisete; und gewann auf die Weise bey der theuren Zeit, da fast ein jeder verlor, zwey und vierzig Thaler.

59. Der Freund in der Noth.

„Gevatter, meine andern Pferde sind auf der
 „Reise, und die ich zu Hause habe, sind krank
 „geworden. Wenn ich doch einen Freund hätte,
 „der mir meine gesäete Erbsen unterpflügte;
 „die Vögel fressen sie sonst auf. Helft mir
 „doch, Gevatter, nur einen halben Tag; eure
 „Erbsen sind ja in der Erde!“ So sprach Hans
 zu Christian. Und dieser erhörte seine Bitte und
 half ihm. Seit der Zeit war Hans dem Christian
 sehr gut, und rühmte es oft, daß er ihm damals
 in der Noth geholfen hätte.

60. Die Kunst ohne Neue frölich zu seyn.

Naus konnte den ganzen Frühling hindurch
 Blumen sehen. Nachtigallen schlagen hören,
 die schönsten Kornfelder durchwandeln, und ihm
 am auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn.

Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein, oder Kaffee und Kuchen da seyn. — Er mußte im Spiel gewinnen, oder den besten Rock in der Gesellschaft anhaben — Oder es mußte ein einfältiger Mensch gegenwärtig seyn, den er verspotten konnte — Nur bey dergleichen Anlässen pflegte Klaus zu lachen. Einst gieng er über ein kleines Feld nach einem nahen Orte zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Better Karl vor einem wilden Apfelbaum, der eben in voller Blüthe stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

Wenn Bäume blühen in ihrer Pracht,
So denk ich: das hat Gott gemacht,
Und freue mich des Schöpfers

Wie kannst du dich über einen Baum so freuen? sagte Klaus mährisch zu Karl, der ihn nun mit froher und wohlwollender Seele grüßte. Ey lieber Better, antwortete Karl, wenn es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich Armer welche hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber darum habe ich Gott so lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat. — Denn ich kann ohne Kosten und ohne Neue fröhlich seyn. Aber es ist eine ordentliche Kunst. Nun was ist das für eine? sprach Klaus. Das ist sie, wenn du mich hören willst, antwortete Karl. Ich sehe

alles recht an, was da ist; Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, und finde alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke ich nach: warum, und wozu dieses und jenes wohl da seyn, und wozu es wohl nützen mag? Und wenn ich dabey der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen eigenen Worten beten, weil ich von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes alsdann ganz durchdrungen bin. Und so gehe ich mit Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter und froh an meine Arbeit.

61. Die Zugvögel.

Wilhelms kleiner Sohn, Karl, kam einst zu seinem Vater, und sprach: Ich habe heute schon unsere Schwalbe gesehen, die immer an unserm Dache nistet, und so schön singt.

Vater. Sahst du auch, wie gestern Abend die Mücken spielten?

Karl. O ja; aber was hat das mit den Schwalben zu thun?

Vater. Sehr viel; denn die Mücken sind der Schwalben Nahrung.

Karl. Auch unser Storch auf der Scheune ist schon gekommen.

Vater. Dann werden auch Frösche genug da seyn, und die Schlangen werden ihre Löcher in der Erde längst verlassen haben.

Karl. Kommen denn alle Thiere nicht eher, als bis ihre Nahrung da ist.

Vater. Nicht eher. Du weißt, mein Sohn, daß es vielerley wilde Vögel giebt. Einige das unter leben von Körnern und Gewürme zugleich, diese bleiben dann meist hier. Andere leben bloß von Gewürmen, und diese fliegen fast alle gegen den Winter von uns, und nach solchen Ländern hin, wo es wärmer bleibt, und also das Gewürm nicht nöthig hat, der Kälte wegen sich zu verkrieschen. Wenige Arten derselben, wozu die Schwalben gehören, versenken sich in das Wasser, wenn ihre Nahrung im Herbst aufhört, und schlafen da den ganzen Winter hindurch.

Karl. Und dann kommen diese Vögel gegen den Frühling wieder, wenn sie merken, daß etwas zu essen für sie da ist?

Vater. Ja, wie du siehst, mein Sohn! Wer mag aber die Thiere das wohl gelehrt haben? Den Storch, daß er sein Nest, und die Schwalbe, daß sie das Dach ihres freundlichen Wirths wieder findet?

Karl. Wer wollte sie das gelehret haben, als der liebe Gott?

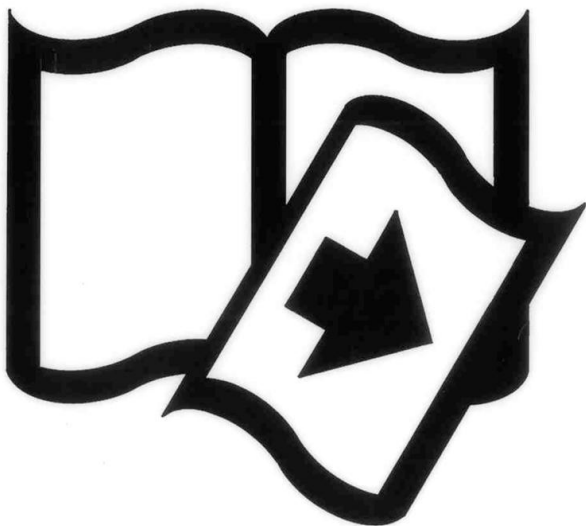
Vater. Recht, mein Sohn! Gott hat den Thieren so viel Gutes gegeben, wie sie als Thiere nur gebrauchen. Wenn du nun die Vögel wieder siehst, dann denke stets: Gott trägt die Speisen auf, ehe seine Gänse kommen, das muß ein lieber Gott seyn, der so für alles sorgt. Auch für die Menschen wird er gewiß ebenfalls gesorgt haben. Denn sieh, mein lieber Karl, auch für dich hatte Gott zuvor gesorgt, daß du Milch saugdest, die dich nährte, da du bey deiner Geburt eben auch als ein fremder Gast ankamst, und keine andere Speise dich so gut nähren und erhalten konnte.

Was meinst du wohl, Karl, was wolltest du Gott für eine so große Wohlthat wohl geben?

Karl. Ich? — habe nichts, das ich geben kann; aber ich will Gott lieb haben.

62. Das arme Kindermädchen.

Ein armes Mädchen, das bey fremden Leuten die Kinder warten mußte, saß und weinte. Da fragte die Frau im Hause: „Warum weinest du? Fehlet dir etwas?“ „Ach!“ sagte das Mädchen, „wenn ich daran gedanke, was aus mir werden wird, denn muß ich wohl weinen!“ „Die andern Kinder gehen in die Schule, und lernen viel Gutes, und ich wachse auf, wie



PAGE(S) MISSING

„viel gewendet. Es ist also billig, daß ich ihr
 „auch wieder Nutzen bringe. So lange mich
 „also meine jetzige Herrschaft behalten will,
 „bleibe ich aus Dankbarkeit bey ihr.“

Der Nachbar schämte sich, und gieng fort.

65. Die Wiedererstattung.

Ein Mensch, der durch falsche Rechnungen sei-
 nen Herrn um viel Geld betrogen hatte, verz-
 fiel in eine schmerzliche und gefährliche Krankheit.
 Da wachte sein Gewissen in den langen schlaflosen
 Nächten auf. Er wußte vor Angst nicht zu blei-
 ben. Endlich ließ er den Prediger rufen, und
 bekannte ihm, was er gethan hatte. Der Pre-
 diger, ein verständiger Mann, sagte ihm, daß
 er nicht eher Trost erlangen könnte, bis er sein
 gethanes Unrecht, so viel an ihm wäre, wieder
 gut gemacht, und das gestohlene Gut seinem Herrn
 wieder gegeben hätte. „Wenn ich das thue,“
 sagte der Kranke, „so werde ich zu Schanden vor
 „aller Welt, und meine unschuldige Frau und
 „Kinder müssen betteln.“ „Wer Unrecht thut,
 „dem gebührt Schande,“ antwortete der Predi-
 ger, „und wenn eins seyn muß, so ist es besser,
 hier zu Schanden werden, als dort. Thut ihr
 stets von nun an eure Pflicht, da ihr sie
 hier thatet, gebt ein gutes Beispiel, und

„überlaßt es dann Gott, die Eurigen zu versor-
 „gen“ Der Kranke war dieser Ermahnung ge-
 horsam, und der Prediger empfing vom ihm das
 Geld, um es dem Herrn mit der demüthigen
 Bitte zuzustellen, ihm seine schlechte Handlung
 um Gottes willen zu vergeben. Der Herr nahm
 das Geld, und ließ den Kranken seine herzliche
 Verzeihung versichern, der nun getröstet und
 ruhig starb. Nach seinem Tode schenkte der rechts-
 schaffne Herr dieses Geld den Hinterbliebenen; und
 nun hatte Gott für das Glück vieler Personen
 gesorgt. Ein Sünder hatte einen starken Beweis
 seiner aufrichtigen Besserung, und ein sehr gutes
 Beispiel gegeben. Der Herr hatte christliche
 Wohlthätigkeit bewiesen. Und die durch des
 Sterbenden Wiedererstattung verarmte Familie
 genoß nun, durch des Herrn Gnade mit Recht
 und im Segen ein Gut, welches ihr sonst, auch
 wenn es verschwiegen blieb, als ein ungerechtes
 Gut, doch nur Fluch und Unsegen gebracht hätte.

66. Die Wahrheit.

Wenn Wilhelm um das, was er von irgend
 einer Sache wußte, gefragt wurde, es sey in
 den Gerichten, oder sonst im ernsthaften Gespräch;
 so sagte er davon seine aufrichtige Meinung, un-
 wie es ihm ums Herz war. Er vergaß

verkleinerte nichts, sondern wie sich die Sache verhielt, so redete er davon. Es traute ihm das her ein jeder, und sein bloßes Ja und Nein galt mehr, als der Schwur eines andern; welches ihm die Hochachtung und das Vertrauen aller Leute gewann.

67. Das Gewitter.

Furchtsam war mit Wilhelm einst zur Arbeit auf dem Felde. Da kam ein Gewitter mit starken Blitzen und Donnerschlägen. Furchtsam sagte: „Komm, lieber Wilhelm, laß uns lausfen, dort steht ein hohler Baum, darinn wollen wir uns vor dem Gewitter verbergen. Mir wird ganz angst bey dem Donner und Blitze.“ Wilhelm sprach: „Nein, so unverständlich bin ich nicht. Unter Bäume zu treten, die oben dürre Zacken haben, wie dieser hat, ist nicht gut bey einem Gewitter; denn der Blitz fährt gern an solchen Bäumen herunter. Das Gewitter ist eine Wohl that Gottes, es erschüttert die Erde, macht durch warmen Regen das Land fruchtbar, und reinigt die Luft. Wenn ich auch naß werde, mein Zeug wird bald wieder trocken, und unter freyem Himmel ist weniger Gefahr, als in dem hohlen Baum. Oder meinst du, wenn Gott meinen Tod beschlossen hätte, daß

„ich ihn dann durch den hohlen Baum abhalten
 „würde?“ Furchtsam ließ sich durch die Uner-
 schrockenheit Wilhelms, welche auf vernünftige
 Gedanken gegründet war, bewegen, und blieb
 bey ihm. Als sie noch redeten, siehe, da schlug
 der Blitz in den hohlen Baum, worinn sich Furcht-
 sam verbergen wollte. Da fiel Furchtsam, als
 er sich vom Schrecken erholt hatte, Wilhelmen
 um den Hals und dankte ihm: „Lieber Wilhelm,
 „du hast mir mein Leben gerettet!“ rief er.
 „Nur halb,“ sprach Wilhelm, „denn deiner
 „Folgsamkeit gegen meine Vorstellungen gebührt
 „die andere Hälfte.“

68. Schicksal.

Es war einmal eine Hochzeit nicht weit von
 einem Dorfe, auf dem dabey liegenden Vorwerke.
 Aus dem Dorfe war ein Bauer mit seiner Frau
 und zwey Kindern zum Hochzeitfeste eingeladen.
 Die Eltern hatten es auch für sich und die Kin-
 der zugesagt. Man kann denken, wie sehr sich
 die Kinder freueten, auf den Schmaus, die bun-
 ten Kleider, die Musik, und was ihnen sonst
 noch angenehm dabey vorkam. Auf den Mittag
 wurde der Mann sehr krank. Deswegen mußte
 die Frau zu Hause bleiben, und ohne ihre El-
 tern sollten die Kinder nicht nach diesem Hoch-
 zeitfeste hingehen. Da weinten die Kinder sehr

daß von ihnen diese Lust vergebens gehofft wäre. Das eine Kind war gar so unwillig, daß es sagte: Warum mußte denn der Vater eben heute krank werden, da wir einmal eine Lust haben sollten? Aber hört, Kinder, was geschah? Den Abend kam Feuer in dem Hochzeitshause aus; und weil es von unten an zu brennen fieng, die Gäste aber oben waren, so kamen viele Leute auf der Treppe zu Schaden, oder wurden vor Schrecken hernach krank. Als die Eltern über die Begebenheit sprachen, bemerkten sie in Gegenwart ihrer Kinder, daß die Krankheit des Vaters, (der hernach bald wieder besser ward), welche sie verhindert hatte, auch dahin zu gehen, eine wohlthätige Schickung und Regierung Gottes gewesen sey, und lobten Gott dafür. Ihre Kinder aber belehrten sie an diesem Beispiel: daß Gott auch bey zugeschickten Leiden die besten Absichten habe, und daß, wenn wir oft nicht sogleich wissen, wozu das Leiden uns gut ist, wir doch hernach erfahren werden, wie gut es unser himmlischer Vater mit uns meine.

69. Es ist mehr Gutes, als Böses in der Welt.

Christian sprach oft zu seinen Kindern: „Kind
 „der, wenn es euch wohl geht, wenn ihr mit
 „Lust esset, wenn ihr gesund seyd, wenn es schön

Wetter ist, wenn die Vögel singen, wenn ihr
 „ euch an den Anblick des Getreides, oder am
 „ Geruch der blumigten Wiese vergnügt — so
 „ danket Gott mit Freuden, der alles dieses Gute
 „ giebt! Ich bin ein alter Mann: aber wenn
 „ ich nachdenke, so hat mich Gott weit mehr
 „ Freuden, als Widerwärtigkeiten erleben las-
 „ sen, und ihr, Kinder! werdet dasselbe sagen
 „ müssen. Z. B. gegen Einen Tag Krankheit,
 „ wie viele Tage Gesundheit! Das meiste Misver-
 „ gnüge macht der Mensch sich selbst, durch Un-
 „ ordnung und Laster. Wer Gott recht ans Dank-
 „ barkeit liebt, und durch Gehorsam ehret, für
 „ den ist die Welt kein Jammerthal Das Un-
 „ angenehme in dem menschlichen Leben ist ent-
 „ weder verschuldet, und dann ist es, als Strafe,
 „ zur Besserung nützlich; oder es trifft uns, ohne
 „ daß wir es veranlaßt haben: und dann ist es
 „ Schickung oder Verhängniß des allerweisesten
 „ Gottes und Vaters, und im Ganzen gewiß gut
 „ und nützlich. Z. B. es übt uns in der Geduld.
 „ Was dem einen nützt, das schadet dem andern
 „ Dinge. Z. B. der Tod eines eßbaren Thiers
 „ verschafft dem Menschen seine Nahrung und
 „ Speise. So wie es nicht immer Tag oder Früh-
 „ ling seyn kann, so kann es auch nicht immer
 „ jedem Menschen nach seinem Sinne gehen. In

diesem Leben ist noch keine vollkommene und
 immerwährende Glückseligkeit. Wer einst voll-
 kommen, und ohne Aufhören glücklich seyn
 will, der muß erst lernen, tugendhaft und gut
 zu seyn, das ist, er muß Dankbarkeit und
 Mäßigkeit im Glück, und Geduld in Widers-
 wärtigkeiten lernen. Beständige Glückseligkeit
 ist nach dem Tode der Lohn des Frommen. Es
 ist eine große Gnade Gottes, daß hier in dieser
 Welt schon mehr Gutes als Böses ist, und also
 sogar unsere Lehrjahre uns angenehm gemacht
 worden sind.“

70. Vom Wesentlichen und Zufälligen.

In einer gewissen Stadt war ein lustiger Thors-
 schreiber. Wenn die Bauern zu Markte fuhren,
 und oft wegen ihrer Menge lange halten muß-
 ten, dann scherzte er mit einigen, die er kannte;
 und verachtete gewöhnlich den Stand der Acker-
 leute.

Einst scherzte er auch so mit Wilhelm, da
 kam er aber unrecht an. Denn dieser forderte
 von ihm eine genaue Beschreibung, was denn ein
 Bauer eigentlich wäre? Der Thorschreiber sagte:
 Ein Bauer ist grob, dumm und faul, und wenn
 er nicht muß, so regt er weder Hand noch Fuß.

Ihr irrt, sagte Wilhelm. Ein Bauer ist ein Mensch, der aus dem Landbau und der Viehzucht den größten Vortheil zu ziehen weiß. — Der das Vorrecht hat, bey seiner Arbeit am meisten gesund und stark zu bleiben — Dem allein unter allen Ständen die Kinder nicht zur Last sind — Dessen verständige Betreibung seines Berufs die meisten wahren Reichthümer in den Staat bringt. — Seht, mein Freund, das soll, oder kann der Bauer seyn; wenn er darf, und dazu in Schulen angeführt wird. Wenn ihr also künftig eine Beschreibung von einem Dinge macht, so unterscheidet fein das Wesentliche vom Zufälligen.

Da schämte sich der Thorschreiber, und gieng schweigend fort.

71. Von den Vorzügen des Landlebens.

Ein Bürger gieng einst im Frühling nach einem Dorfe. Gegen Abend kam ein gewaltiger Regen, und er getraute sich nicht in dem Regen nach Hause zu gehen, sondern blieb in dem Dorfe. Nach kurzer Zeit trat der Hauswirth mit seinem Sohne herein, die von der Arbeit kamen. Und nach dem gewöhnlichen Gräßen entstand unter ihnen folgendes Gespräch.

Der Bürger. Nein ich möchte kein Bauer seyn! In solchem Wetter pflügen, oder sonst

draußen handthieren, daß mag keine kleine Plage heißen, und wie oft ist im Jahre nicht schlechtes Wetter!

Der Hauswirth. Mühe ist keine Plage, lieber Herr; und dann ist das Wetter von Gott, und ist immer nützlich.

Der Bürger. Ja, das ist wohl wahr; aber ihr werdet doch naß und krank davon.

Der Sohn. Naß wohl, aber darum nicht krank; und das macht die Gewohnheit, oft naß zu werden, daß es uns nicht schadet.

Der Bürger. Ihr seht freilich nicht krank aus, mein Freund; aber ehe man das auch gewohnt wird!

Der Sohn. Von Jugend auf sind wir härter als die Leute in der Stadt. Wir spielen als Kinder im kalten Wasser, und oft bey solchem strengen Wetter auf der Straße, da in der Stadt keiner sein Kind heraus ließe. Und überdies sagt das Sprichwort: Arbeit wärmt.

Der Bürger. Wir Bürger arbeiten auch.

Der Hauswirth. Ja, lieber Herr, und eure Arbeiten sind auch sehr nützlich. Aber unsere sind überdem auch noch lustig. Wenn euch eine Lerche singen soll, so müßt ihr sie füttern; uns singen viele hundert umsonst. Eure Professionen sind oft sitzend und unangenehm; eure Zimmer oder Arbeitsstuben riechen übel, und oft geht ihr mit

Gift um, welches euch fied und elend macht. Uns aber erfreuen die schönsten Blumen durch das Gesicht und den Geruch zugleich. Und der Duft frischer gepflügter Erde giebt ein wahres Stärkungsmittel für unsere Gesundheit. Ein schöner Frühlingsmorgen ist etwas sehr herrliches, wovon aber in der Stadt wenig genossen wird.

Der Bürger. Aber wie viel Gefahr bringt euch nicht auch alles! Hitze und Kälte, Hagel und Sturm, Ungeziefer, Krieg und Viehsterben, alles kann euch verderben. Aber wir, wir arbeiten immer fort, und wenn viel darauf geht, dann haben wir oft die meiste Nahrung.

Der Hauswirth. Ja, Herr, aber wir brauchen auch nicht so viel, als ihr, und als uns doch Gott gemeiniglich schenkt. Wenn es uns dann einige Jahre nach einander gelingt, dann können wir auch wieder einen Schaden ertragen. Und dann, so haben wir mehr Anlaß durch alles, was um uns her geschieht, an Gott zu denken und froh zu seyn. Denn wir sehen Gottes Werke täglich, und empfangen unsern Segen unmittelbar von ihm, der allem Fleische Speise, und dem Vieh sein Futter giebt, und dem Regen gebietet, auf daß die Höhen ihr Gewächs geben können.

Der Bürger. Dafür haben wir auch in der Stadt mehr Schutz und Sicherheit, Hülfe in

Krankheiten, Umgang und Anstalten, unsere Kinder etwas lernen zu lassen, als ihr Auch ist unser Gottesdienst viel häufiger und prächtiger, unsere Häuser und Gärten schöner, und unsere Kleidung bequemer, als die eurige.

Der Hauswirth. Lieber Herr, unsere Armutz reizt keinen, uns zu berauben, und wenn man uns Unrecht thun will, so schützt uns die Obrigkeit. Krank werden wir seltener, weil wir weniger schmausen. Unsere Kinder erziehen wir wohlfeiler und leichter, als ihr; Fleiß und gesunde Glieder sind ihre beste Mitgabe. Was unsern Gottesdienst betrifft, so wissen wir, daß nicht die Menge der Gebete, sondern die Redlichkeit des Betenden Gott angenehm ist; und oft singen wir mit mehr wahrer Andacht bey der Feldarbeit, als in mancher Kirche gesungen wird. Unsere Häuser und Gärten decken uns vor dem Wetter, und nähren uns hinreichend; und die Kleidung sowohl, als das Haus, macht uns nicht arm durch unnöthige Kostbarkeit.

Der Bürger. Ihr möget sagen, was ihr wollt; ich werde kein Bauer.

Der Hauswirth. Lieber Herr! die Stadt hat ihre Vorzüge, aber das Land hat auch die seinen. Es ist gut, wenn ein jeder seinen Stand liebt. Ich wollte auch die Stadt nicht verachten; sondern nur zeigen, daß man als Ackers-

Handwritten signature or mark

mann recht glücklich seyn kann, wer sich nur darein zu schicken weiß.

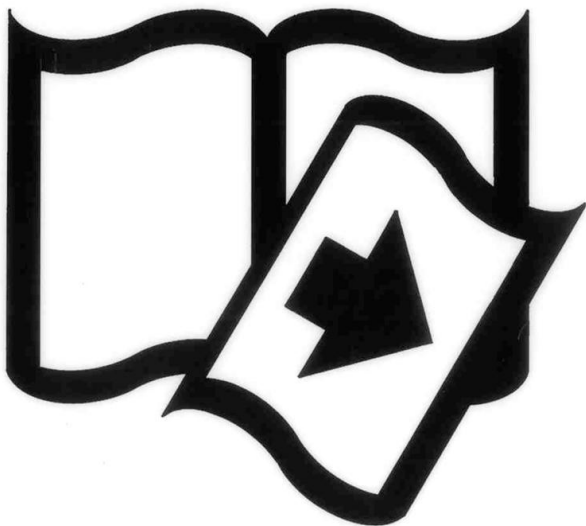
72. Die Fremden.

Ein Mann und seine Frau, die aus ihrem Vaterlande durch böse Leute vertrieben waren, kamen im harten Winter in ein kleines Dorf. Sie stellten der Gemeinde ihre Noth aufrichtig und beweglich vor, und baten um die Erlaubniß, bey ihnen zu wohnen. In diesem Dorfe waren gute gastfreye Leute; daher wurden die beyden Fremden liebreich aufgenommen. Man wies ihnen eine Stelle zur Wohnung an, und versorgte sie mit den nöthigsten Bedürfnissen.

Seht, Kinder, wie Gott diese Gastfreyheit belohnte. Diese Freyden lehrten aus Dankbarkeit die Leute im Dorfe viele neue und nützliche Dinge, und verschiedene Handgriffe, wodurch ihr Ackerbau besser von statten gieng, als vorher. Sie machten sie mit Futterkräutern bekannt, so daß sie die Stallfütterung einführen konnten. Und auf diese Weise wurden die Leute im Dorfe sehr wohlhabend.

73. Vorsicht mit Feuer.

Damit kein Unglück durch Feuersbrunst entstehe, wodurch oft ganze Dörfer und Städte a



PAGE(S) MISSING

nützliche Arbeit verrichten. Der Landmann braucht seine Hände zu dem, was zur Landwirthschaft gehört, doch thun es die Hände nicht allein, sondern es gehören Werkzeuge dazu. Sollten die Menschen, welche den Acker bauen, auch die nöthigen Werkzeuge sich selbst verfertigen, so würden sie über einer Arbeit die andere versäumen müssen. Die Menschen haben sich also in die Arbeit getheilt. Die, welche in Städten wohnen, wo mehr Gelegenheit und Anstalten dazu sind, machen das, was der Landmann und ein jeder braucht, und kaufen kann, und heißen Handwerker, als Schuster, Riemer, Seiler &c. Die solches Handwerk lernen wollen, heißen Lehrlingen, die es können, Gesellen, und die, bey denen sie um Lohn arbeiten, Meister.

78. Fabrik.

Wo ein Mensch viele andere Menschen beschäftigt, um eine Menge verkäuflicher Waaren anzuschaffen, damit er handelt, das nennt man eine Fabrik. Der Vorgesetzte heißt der Fabrikherr, und die Handarbeiter Fabrikanten. Solche Fabrik ernährt oft viele Familien durch den Arbeitslohn, welches sie ihnen lebenslang verdienen läßt.

79. Kauf und Verkauf.

Der Verkäufer verkauft und der Käufer kauft. Der Verkäufer muß ehrlich seyn, nicht schlechte Waare für versprochne gute, und richtige Zahl und Gewicht liefern. Der Käufer muß ordentlich und mit gültigem Gelde bezahlen oder eine sichere Verschreibung geben. Einen Kaufmann heißt man den, bey welchem Waaren für Geld, oder Geldes Werth zu haben sind.

80. Münze.

Vor diesem vertauschte man ein Bedürfniß gegen das andere. Jetzt geschieht das seltner, und man bezahlt gewöhnlich mit Geld oder Metall. Wenn auf Stücken von verschiedenem Metall das Bildniß des Oberhauptes, und der Werth desselben Stücks geprägt ist, so heißt es Münze. Es giebt deren mancherley Arten, als von Kupfer, Silber, Gold. So ist denn auch ihr Werth verschieden. Die kleinsten und vom wohlfeilsten Metall heißen Scheidemünze.

81. Maas und Gewicht.

Ein Zoll ist etwa so lang als ein starker Daum breit ist. Zehn größere oder zwölf kleinere Zolle lang, nennt man einen Fuß, deren zehn größere

oder zwölf kleinere eine Ruthe ausmachen. Ein ordentlicher Schritt hält zwey Fuß, zwölftausend Schritte kann man bequem in zwey Stunden machen, und das heißt eine Meile. Manche Waaren werden mit der Elle, die verschiedene Länge hat, gemessen. Was flüssig ist, als Wasser, Wein, Bier, Brantwein, Essig, Del und zerlassener Honig, wird mit Gefäßen gemessen, die eine bestimmte Größe oder Weite haben. Andere Waaren werden gewogen nach Quentchen, Loth^{en}, Unzen, Pfunden, Steinen und Zentnern. Ein Loth hat vier Quentchen, eine Unze zwey Loth, ein Pfund zwey und dreyßig Loth, ein leichter Stein elf Pfund, der schwere Stein doppelt so viel, ein Zentner hundert und zehn Pfund.

82. Recht und Pflicht.

Was ich von andern nach den Gesezen und Verträgen fordern darf, das ist mein Recht. Was andere nach den Gesezen und Verträgen von mir fordern dürfen, das ist meine Pflicht. Keiner hat Rechte, der nicht auch Pflichten hätte, so wie keiner Pflichten ohne Rechte. Dieses ist das Band der menschlichen Gesellschaft. Einer bedarf also des andern. Wohl dem, welcher sein Recht nicht übertreibt, und seine Pflicht nicht vernachlässigt!

83. G e s e t z e.

Die Obrigkeit befiehlt und setzt fest, was geschehen oder nicht geschehen soll, das heißt: sie giebt Gesetze. Ohne Vorschriften und Gesetze würde jeder thun, was er wollte. Und da könnte die Obrigkeit nicht regieren, oder für das Wohl des Ganzen sorgen. Ein jeder muß sich also bemühen, die Gesetze zu wissen und zu kennen, wonach er seine Handlungen einrichtet, 1 soll. Wenn zuweilen es lieber wäre, ob leben, der bedenke, wie viel öfters seyn wird, daß es Gesetze oder en giebt, wonach jeder sich richten muß wird durch dieses Nachdenken willig werden, den Gesetzen zu gehorchen. Denn wie viel Schaden kann ihm nicht durch andere geschehen, welches die Gesetze verhindern.

84. G e r i c h t.

Wenn Streitigkeiten in einer Gemeinde vorfallen, so ist es wohlgethan, wenn alte oder sonst verständige Menschen sich bemühen den Streit beizulegen, oder die Partheyen zu versöhnen. Dieses kann geschehen durch Vorstellung des Schadens und der Unkosten, die bey Hader und Zank vorfallen, ingleichen der Unruhe, die damit verbunden ist. Auch kann es geschehen, wenn

den Zänkern die Sache, worüber Streit ist, recht deutlich gemacht, und ihnen gezeigt wird, was in ihren Forderungen oder Versagungen unbillig ist, wie auch, daß wenn ein jeder etwas nachgiebt, sie sich vergleichen können.

Hilft dieses nicht, so gehen die Partheyen vor das ordentliche Gericht. Jeder trägt seine Sache mündlich oder schriftlich vor. Der Richter schreibt ihre Aussage auf, und fordert Beweise und Zeugen zur Bestättigung ihrer Angabe. Dann erfolgt der Spruch, woben es sein Bewenden hat, und einer oder beyde bezahlen die Gerichtskosten.

85. Vertheidigung.

Wenn eine Gesellschaft Menschen sehr zahlreich ist, und aus vielen Dörfern und Städten besteht, so nennt man sie einen Staat. Oft entstehen da Streitigkeiten, und es geht Gewalt für Recht. Diesen Zustand nennt man Krieg. Verwüstung, Hunger, Krankheiten und Mühseligkeiten aller Art sind Folgen desselben. Der angegriffene Staat vertheidigt sich und sein Eigenthum so gut er weiß und kann. Die stärksten und muntersten Bewohner desselben müssen die alten und schwächern beschützen, indem sie sich dem andringenden Feinde entgegen stellen, und ihn hindern, größern Schaden zu thun.

86. Soldaten.

Wenn ein jeder die Pflicht hat, das Wohl des Ganzen, wovon er ein Theil ist, zu befördern, und Schaden zu verhüten, so müßte jeder auch in den Krieg ziehen, wenn dergleichen entsteht. Da würden aber Ackerbau und Handwerker stille stehen, Mahrlosigkeit, Hunger und Elend sehr groß werden. Also hat man nur einige von vielen, die sich dazu schicken, ausgewählt, um benöthigten Falles den Staat zu vertheidigen. Diese heißen Soldaten. Man übt sie zur Zeit des Friedens alle Jahre einige Wochen in dem, was ein tüchtiger Soldat kennen und wissen muß. Die das noch nicht können, aber lernen, heißen Rekruten; die es gelernt haben, und nach Hause gehen dürfen, Beurlaubte. Wer lange genug gedient hat, bekommt den Abschied, einen Dienst oder Gnadens Gehalt, wenn an ihn die Reihe kommt. Die höhern Befehlshaber heißen Staats-Officiere. Unter diesen stehen die Hauptleute, Oberofficiere, Feldwebel und Unter-Officiere, nebst den Soldaten.

87. Verhältniß.

Wenn viele vereinte Theile zu einem Endzweck wirken sollen, oder womit man etwas erreichen will, was man sich vorgesetzt hat, das muß

muß sich zusammen passen und schicken. Wenn die Theile, woraus ein Pflug besteht, sich nicht zusammen schicken, so würde man den Endzweck, wozu man den Pflug braucht, nämlich das Pflügen, oder Auslockern des festen Erdbodens, nicht erreichen. So bey dem Spinnrade, dem Garnhaspel, der Uhr, den Wind- und Wassermühlen und mehrern Dingen, die aus vielen zusammengesetzten Theilen bestehen. Die Vorschrift, nach welcher sie zusammen gesetzt werden, nennt man ihr Verhältniß.

88. Das Fuhrwerk.

Wer etwas zu Lande fortbringen will, was zum Tragen zu schwer ist, der legt es auf einen Schubkarren, und schiebt ihn vor sich her. Zuweilen wird noch ein zum Ziehen abgerichteter starker Hund vor den Schubkarren gespannt. Ist die Last dafür zu schwer, so wird sie auf Wagen geladen, die zwey oder vier Räder haben, und Pferde oder Ochsen müssen sie fortziehen. Das Fuhrwerk mit zwey Rädern nennt man Karren, und die größten Wagen sind die Frachtwagen, welche, weil sie zur Fortbringung schwerer Lasten dienen, groß und stark gebaut seyn müssen, und daher viel Vorspann nöthig haben. Bey dem Fuhrwerk kommt alles darauf an, daß man

viel auf einen Wagen laden könne, ohne das Zugvieh dabey übermäßig arbeiten zu lassen. Dieses wird erreicht, wenn der Wagen breit ist, so geht viel hinein, und er braucht nicht so hoch geladen zu werden, woben er leicht umwirft; wenn die Achsen recht in die Nabenlöcher der Räder passen; wenn die Räder recht rund sind, und wenn die Spur oder das Fuhrgeleise so breit ist, daß zwey Pferde neben der Deichsel gehen können, ohne das Geleise bald auf dieser, bald auf jener Seite zutreten zu müssen.

89. Die Schifffahrt.

Große Hölzer mit Brettern bekleidet, und mit Eisen verbunden, inwendig hohl gebaut, schwimmen auf dem Wasser, und heißen, wenn sie klein sind, Rähne, oder wenn sie groß sind, Schiffe. Sie werden mit Rudern fortgestoßen, oder man spannt ein großes Stück Leinwand oder mehrere, die man Seegel nennt, aus, worinn der Wind sich fängt, und so das Schiff fortbewegt. Damit es geraden Lauf halte, dient das Steuerruder hinten am Schiffe, welches der Steuermann regiert. Dergleichen Schiffe können schwerere Lasten tragen, als viele Wagen, und werden daher den Menschen sehr nützlich.

In der Erden findet man Mineralien, worin man
 oder wenigstens aus M. Metallum komet, also Eisen,
 Kupfer, Gold, Silber, Blei, Zinn, und
 ches man mit Feuer zu einem andern Mineralien
 Was denn nicht Menschheit ist, komet zu Erbe.
 Das Eisen ist das nützlichste von
 diesen Metallen. In der Natur wird es zu
 allerley nützlichen Werkzeugen, und man findet es
 giebt aber auch noch andere nützliche Dinge in
 den Steinen, die heißen Halbmetalle, als Zinn,
 Zinn, Quecksilber, Galmei. Endlich giebt es
 den Bergen noch Kalk, und Bruchsteine, Gips,
 Marmor, und viele andere schöngefärbte und
 kostbare Steine, davon ein kleines Stück oft
 mit vielem Gelde bezahlt wird.

91. Kalender.

Um die Zeit einzutheilen in Tage, Monate und
 Jahre, ward der Kalender erfunden, so wie die
 Uhr, um die Stunden zu wissen. Den wievielt
 sten Tag in jedem von den 12 Monaten, die in
 unserm Jahre sind, wir heute zählen, nennt
 man das Datum. Dieses muß, wie Ort, Jahres
 zahl und Namens; Unterschrift des Schreibers,
 unter jedem Briefe, Beschreibung, Zeugniß

45678

17843

9503

hen, sonst

n im Ras

nd noch

unnütz,

Sage es

Arzeney

die Haare ins Ge

mit dem Abschneiden

wer krank wird, dem sind

g, der Kalender mag schreiben

künstliche Erdfugel oder der Globus.

Ist den rund um die Erde Himmel? fragte
einstmals ein Schüler seinen Lehrer. Nicht eben
so, wie eine Muschale den Kern umgiebt, ant-
wortete der Lehrer, nicht so müßt du dir es vor-
stellen. Denn der Himmel ist kein fester oder
gläserner Körper, sondern es ist die Luft, die
alles trägt und umgiebt.

Der Schüler. Wie kann denn die Erde,
da sie so groß und schwer ist, wie man sagt, von
der Luft getragen werden, da doch die leichteste
Feder nicht lange in der Luft bleibt, sondern
niedersinkt und fällt?

Der Lehrer. Du hast Recht, mein Sohn, mir diese Frage vorzulegen. Denn dir ist noch nicht bekannt gewesen, was ich dich jetzt lehren will.

Gott hat allem dem, was zu einem solchen Ganzen gehört, dergleichen die Erde, und andere Sterne sind, eine Eigenschaft anerschaffen, nach welcher sich alles nach dem Mittelpunkte seines Ganzen, wozu es gehört, hinneigt, und da zu ruhen strebt. Diese Eigenschaft heißt die Schwere. Du siehst, mein Sohn, daß ein Stein, und wenn du noch so viel Stärke daran wendest, ihn in die Höhe zu werfen, dennoch bald zu steigen aufhört, und zu sinken anfängt, bis er wieder auf die Erde, wovon er genommen ist, ruhet. In diesem leichten Beispiel erinnere dich dieser wichtigen Lehre.

Der Schüler. Nun erfahre ich in der That, daß der Schulunterricht klug macht, denn wie manche, mir sonst verborgene Ursache und Wirkung, verstehe ich nicht jetzt besser, als sonst, durch die heutige Lehre! Aber, Lehrer, ist denn die Erde rund oder eckig?

Der Lehrer. Hier ist eine künftige Erdkugel, die man den Globus nennt, an welcher du die Gestalt der Erde betrachten kannst. So glatt ist nun wohl freilich die Oberfläche der Erde nicht, als hier auf dieser Erdkugel. Du weißt, es giebt

Berge und Thäler; aber wenn man die Größe des Ganzen bedenkt, so verschwinden alle diese beträchtlichen Höhen und Tiefen. Denn, wenn man so weit von der Erde seinen Stand wählte, daß man sie ganz, wie wir diesen Globus, übersehen könnte; so würde sich, in einer gewissen nöthigen Entfernung, dadurch ihre Gestalt nur wenig verändern. So wie etwa auf den thönernen Kugeln, womit ihr als Kinder spielt, Ungleichheiten sich befinden, ihr diese Kugeln aber doch rund nennet; so nennt man auch die Erde rund, oder eine Kugel, aller Berge ohnerachtet.

Der Schüler. Woher kommt denn Tag und Nacht?

Der Lehrer. Davon wird es auf der Erde bey uns Tag, wenn die Seite der Erde, auf welcher wir wohnen, sich gegen die Sonne kehret; und Nacht, wenn sie sich von der Sonne wendet.

Wenn ich den Globus hier in die Sonne setze, und drehet un' Kugel langsam herum, so hast du ein deutliches Beispiel davon. Denn die Länder, welche jetzt die Sonne bescheint, haben ihren Tag, und die nicht beschiedenen Länder ihre Nacht.

Der Schüler. Welche Weisheit hat Gott im Bau der Erde bewiesen, lieber Lehrer!

Der Lehrer. Erbaue dich oft, mein Kind, an solchen guten Gedanken. Wenn du nun die schönen Beschreibungen in der Bibel liest von der Herrlichkeit und Weisheit Gottes; so wirst du das eher fassen und glauben können. Dieser Glaube aber wird dich vorbereiten, auch das zu glauben, was von Gottes Anstalten, uns ewig glücklich zu machen, darin enthalten ist.

93. Eine kurze Nachricht von der Welt.

Im Anfang einer hellen Sommernacht saß einstmal's Vater und Sohn vor der Thür ihres Hauses. Der Anblick so vieler leuchtender Sterne rührte den Sohn. Ach, lieber Vater, sprach er, noch nie sah ich den Himmel so schön!

Der Vater. Und doch bist du zwölf Jahre alt, und hast also schon manche helle Nacht erlebt!

Wilhelm. Ja wohl, aber ich habe nur nicht Achtung darauf gegeben.

Vater. Das war es, mein Sohn. Und David hat also wohl Recht, wenn er sagt: Groß sind zwar die Werke Gottes; aber nur der hat Lust daran, der darauf achtet.

Wilhelm. Ich will auch nun auf alles recht achten, was Gott gemacht hat, damit ich Gott recht kennen und lieben lerne. Aber, lieber Vater, ihr wißt ja so viel Gutes, erzählt mir doch etwas

vom Himmel und von der Erde, und was eigentlich die Sterne seyn mögen

Vater. Das alles zusammen wird die Welt genannt. Und wer also dies Wort, Welt, gebraucht, soll damit meinen alles Sichtbare, was Gott geschaffen, oder gemacht hat.

Wilhelm. Kennen wir denn alles, was Gott geschaffen hat, lieber Vater?

Vater. Nein, nicht alles. Manches ist sichtbar, und manches unsichtbar. Sichtbar sind alle die Dinge, welche in unsere Sinne fallen, solche Dinge z. B. die wir mit gesunden Augen sehen, und mit unsern Gliedern fühlen können. Doch davon ein andermal. Jetzt wollen wir von den Sternen reden, die du da schimmern siehst. Einige haben ein eigenes Licht, so wie unsere Sonne, diese heißen Fixsterne; andere haben kein eigenes Licht, sondern werden von solchen Sonnen erleuchtet, und diese heißen Planeten. Die nun zu solcher Sonne gehören, die machen mit ihr ein besonderes Ganzes aus, so wie Glieder deines Körpers zusammen gehören, und ein Ganzes ausmachen. Zu unserer Sonne gehören auch solche Sterne, die man Planeten nennt, davon der Mond der bekannteste, und weil er uns am nächsten ist, unsere Nächte zu gewissen Zeiten erleuchtet.

Wilhelm. Wie groß ist wohl ein solcher Stern?

Vater. Sie sollen sehr groß seyn, sagen die Leute, die dergleichen zu berechnen verstehen, viel größer als unsere Erde. Den unsere Erde ist auch ein solcher Stern, und wird von den Geschöpfen im Monde so gesehen, wie wir den Mond sehen.

Wilhelm. Was sagt ihr, lieber Vater, sind denn im Monde auch Geschöpfe?

Vater. Verständige Leute vermuthen es aus vielen Gründen, weil der Mond viel ähnliches mit unserer Erde hat; aber beschreiben kann ich dir sie nicht.

Wilhelm. Wie groß ist denn also unsere Erde?

Vater. Weißt du, wie viel Zeit dazu gehört, um im gewöhnlichen Schritt eine Meile Weges zu gehen?

Wilhelm. O ja, lieber Vater! Zwei Stunden geht man gemeiniglich, wenn man sagt, man sey eine Meile Weges gegangen.

Vater. Nun, so wirst du mich verstehen, wenn ich dir sage, daß unsere Erde fünf tausend und vier hundert solcher Meilen im Umlaufe hat.

Wilhelm. Das ist ja sehr groß. Und da gegen sind die Sterne nur sehr klein, und die Sonne ist kaum so groß, als die Uhrenscheibe an unserm Kirchturm.

Vater. Du irrst, mein lieber Sohn, wenn du dieses glaubst; es sind sehr wenige von den Sternen, die du siehst, welche nicht unzähligemal größer wären, als unsere Erde. Aber weil sie so weit von uns entfernt sind, darum scheinen sie uns kleiner, als sie sind. Du sagtest von der Uhrscheibe an unserm Kirchthurm. An diesem Beispiel will ich dich morgen überführen, daß, wenn uns etwas Entferntes klein scheint, wir es darum nicht für so klein halten müssen, als es das Ansehn hat.

Wilhelm. Ach, lieber Vater, vergebt mir noch eine Frage. Sehen denn alle Menschen auf der Erde so aus, als wir?

Vater. Davon wollen wir bey der ersten guten Gelegenheit weiter reden. Jetzt gehen wir zu Bette. Denn es ist spät, und loben Gott vorher, der uns an seinen Geschöpfen erkennen läßt, wie groß und gut er sey. Weißt du nicht ein schönes Lied, welches sich dazu schickte?

Wilhelm. Ja, lieber Vater, das Lied: Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht u. s. w. Auch euch danke ich herzlich, lieber Vater, daß ihr mir dieses alles erzählt habt. Gott schenke euch dafür eine ruhige Nacht!

Vater. Dir auch, mein Sohn!

94. Von der Erde und den Geschöpfen,
die darauf sind.

Wilhelm. Das hätte ich nicht gedacht, daß unsere Uhrscheibe am Kirchthurme so groß wäre! Nun glaube ich gern, was ihr neulich von der Sonne, Mond und Sternen sagtet. Aber, lieber Vater, ihr wolltet mir ja die Frage beantworten: Ob alle Menschen, die auf dem Erdboden wohnen, eben so aussehen, als wir?

Der Vater. So, wie es verschiedene Gewächse einer Art, z. B. mancherley Birnen, in unserm Garten giebt; so giebt es auch verschiedene Menschen. Um sie zu unterscheiden, hat man die Farbe der Haut zum Kennzeichen gemacht; und dann giebt es weiße, schwarze und kupferfarbene. Es giebt zwar noch anders gebildete Menschen, von denen es aber nicht so gewiß ist, ob ihre Farbe und andere Besonderheiten, nicht etwa Krankheit, oder doch zu selten sey, als daß man eine eigene Gattung daraus machen könnte. Einige, und sonderlich die Schwarzen, haben alle ein kurzes krauses Haar, wie ein Schaf, dessen Farbe beständig schwarz ist.

Wilhelm. Vor diesen Leuten würde ich laufen, und mich verstecken.

Vater. Und warum dieses? Es giebt unter ihnen sowohl gute Menschen und Freunde Gottes, als unter uns, wie du in der Bibel finden kannst,

Wilhelm. Ja, ich besinne mich, lieber Vater, auf den Spruch: Bey Gott ist kein Ansehen der Person; sondern unter allerley Volk, wer ihn verehret und recht thut, der ist ihm angenehm. Aber die Leute wohnen wohl weit von hier? Nemt mir doch ihr Land.

Vater. Wenn du es behalten willst, so will ich dir sagen, daß man das Stück der Schöpfung Gottes, oder den Planeten, worauf wir wohnen, die Erde nennet. Auf dieser Erde ist nun entweder festes Land oder Wasser; und so viel man jetzt weiß, etwas mehr Wasser als Land. Das feste Land ist in fünf Abtheilungen gebracht, denen man Namen gegeben hat, um sie besser zu behalten: Europa, Asia, Afrika, Amerika und die Südländer, von denen noch vieles uns unbekannt ist, aber mit der Zeit entdeckt werden kann.

Wilhelm. In welcher Abtheilung wohnen denn wir, lieber Vater, und in welcher die schwarzen und kupferfarbenen Menschen?

Vater. Wir in Europa, woselbst, und in Asia, die meisten weißen Leute; in Afrika die meisten schwarzen, und in Amerika die meisten kupferfarbenen wohnen. Obgleich alle diese Abtheilungen große Inseln, oder rund mit Wasser umflossene Länder sind; so giebt es doch auch noch kleinere Inseln, die ihrer Nähe wegen zu der oder jener Abtheilung gerechnet werden.

Wilhelm. In der See sollen ja so große Fische seyn, lieber Vater?

Vater. In der See und auf dem Lande giebt es sehr große und sehr kleine Thiere. Glaubst du wohl, daß es in der See Thiere giebt, die länger und dicker sind, als der stärkste Stamm eines Eichbaums? Auf dem Lande ist der Elephant das größte Thier, der auf seinem Rücken ein kleines Haus und über zwanzig Mann tragen kann. So wie unter den Vögeln der Strauß, welcher größer ist, als ein Reuter auf einem Pferde.

Wilhelm. Ihr redet keine Unwahrheit, lieber Vater, darum glaube ich euch gern.

Vater. Aber nun giebt es auch so kleine Thiere, die noch viel tausendmal kleiner sind, als eine Milbe, und die doch noch viel kleinere Glieder an ihrem so kleinen Körper haben müssen, welche Glieder alle sehr künstlich und ordentlich gemacht sind.

Wilhelm. Lieber Vater! diesmal wollt ihr mich auf die Probe stellen. Wie hat denn ein Mensch diese Thiere selbst sehen können, viel weniger ob sie künstliche Gliedmaßen haben, da sie noch viel kleiner seyn sollen, als eine Milbe? Da muß einer ja schon gute Augen haben, der eine Milbe nur erkennen will.

Vater. Mein lieber Sohn, erinnre dich an die Geschichte mit der Sonne und den Sternen, die du für so klein hieltest; und dein Urtheil wird bescheidener ausfallen. Gewiß ist alles, was ich dir sage. Denn ich würde dir schaden, wenn ich bey deiner Belehrung scherzte. Freylich hätte man mit bloßen Augen weder diese Thiere, noch ihre kleinen Glieder gesehen; aber man hat die Kunst erfunden, sehr helles Glas so zu schleifen, daß es, wenn man etwas kleines dadurch betrachtet, dieses viel tausendmal größer erscheinen macht, als es ist.

Wilhelm. Das ist eine vortreffliche Erfindung! Aber, lieber Vater, wie herrlich ist Gott, der das alles, groß und klein, gemacht hat! Wie unzählbar sind also seine Werke! Wir mögen noch nicht die Hälfte davon kennen! Nun glaube ich es gern, daß auch in allen diesen Sternen Geschöpfe Gottes sind.

Vater. Sieh, mein lieber Sohn, das wird, wenn wir fromm sind, nach dem Tode vielleicht unserer Beschäftigungen eine seyn, die unzählbaren Werke Gottes besser, als hier, zu erkennen, und dann seine Majestät mit allen Engeln und Seligen voll demüthiger Bewunderung zu verehren und anzubeten.

helm. Ach, lieber Vater, ich will auch
mum seyn. Wenn ich nur schon todt wäre
alles sähe!

er. Mein, mein Sohn, sondern du mußt
vollen, so lange Gott will, und dich hier
nem Beruf treu, fleißig und rechtschaffen
lten. Nur zu solchen will Gott dereinst
en: Ey du frommer und getreuer Knecht,
ist über wenig getreu gemessen, gehe ein zu
ies Herrn Freude.

95. Lehr-Anstalten.

Nicht allein die Kinder brauchen Unterrichte
und Lehrmeister in ihren Schulen, auch den Er-
wachsenen ist es nützlich, an Gott und Pflicht,
Gewissenhaftigkeit und Berufstreue sowohl, als
auch an das Ende des Vergänglichen, und was
nach dem Tode folgen kann, erinnert zu werden.
Dazu sind gewisse Tage der Ordnung wegen be-
stimmt. Die Erwachsenen versammeln sich denn
in geräumigen Gebäuden, und ein dazu bestimmter
Lehrer redet laut zu ihnen, um sie zu guten Vor-
sätzen zu ermuntern, oder darin zu bestärken, daß
Tugend der einzige Weg zur wahren Glückselig-
keit sey. Wohl dem, der gern hört und lernt!

96. Armen-Versorgung.

wäre sehr gut, wenn jeder sich und die Seinigen
durch nützlichen Erwerb ernähren und versorgen

sorgen könnte. Weil aber doch manche
und sich selbst nicht mehr helfen können,
sie betteln, oder von denen, die noch etw.
sich Gutes zu ihrem Unterhalt erbitten.
eine große Unordnung und Plage. De
dem Schein des Bettelns schleichen auch
sich ein, und jeder muß sein Eigenthum a.
behüten. Damit nun niemand betteln dürfe
Armen Häuser errichtet, dahin werden alle
ler und verdächtige Menschen geschickt, un
dem Nothdürftigen, bey solcher Beschäftigung
sich für jeden schickt, versorgt. Es ist also
daß jeder für seine Sicherheit etwas zur E
tung dieser wohlthätigen Anstalt beyntrage.

97. Hospitäler, Krankenhäuser, Lazareth.

Alte, Gebrechliche und Kranke können oft sich
selbst nicht helfen, oder haben keinen um sich,
der ihnen Pflege leisten könnte. Dazu dienen die
Hospitäler und Krankenhäuser, worinn dergleichen
Menschen mit Arzneymitteln versehen, oder wo
möglich wieder geheilt werden, oder im Alter
einen sichern Zufluchtsort finden. Für die Sol
daten sind die Lazarethe, worinn sie umsonst vor
Wunden und Krankheiten geheilt werden.

98. Polizen.

Alles was zum Besten des vereinigten Gan
welches man einen Staat heißt, geschieht.
Alle Einrichtungen zur Sicherheit der Straßen
und Wege, zur Fortschaffung der Reisenden,
der Briese, zur Gesundheit der Einwohner.

zur Verhütung der Feuers- und Wassers-Gefahr, und des Mangels an Lebensmitteln, heißen mit einem Worte: Polizen. Wo dergleichen ist, da ist auch Ordnung und Wohlstand. Darum muß sich auch ein jeder ihre Einrichtung gefallen lassen.

99. Vaterlands-Liebe.

Wo der Mensch geboren und erzogen ist, das heißt sein Vaterland. Ihm hat er viel zu danken. Die Freuden seiner Kindheit, seinen ruhigen Wohnort unter seinen Verwandten, Freunden und Landsleuten, Sicherheit und Schutz bey seiner Nahrung und Gewerbe, seine Verbindungen mit andern Menschen, seine von Jugend auf gewohnte Lebensart. — Alles dieses macht ihm sein Vaterland lieb und werth. Gern muß also der Mensch nun auch das ertragen, was etwa für Mühe oder Gefahr zum Wohl des Vaterlandes auf ihn trifft. Als er jung war, thaten das Andere für ihn: So ist es denn billig, daß er, wenn er älter wird, es auch für Andere thue.

100. Tischgebet.

Ich danke dir, o Gott! daß heut,
I uns Kleidung, Speis- und Trank, ersrenn,
Von dir kommt dieser Seggen.
Du giebst, was uns- Feld uns trägt,
Dura Luft, die nützlich sin bewegt,
Thau, Sonnenschein und Regen.

Behüt uns, Gott! für Lautesnoth,
Gieb uns Gesundheit, hilf uns Brod,
Durch klugen Fleiß erwerben,
Der Obrigkeit, gehorsam seyn,
Und Gutes lieben, Böses scheun,
Froh leben, selig sterben.

101. Gute Gedanken.

Gott Lob! daß ich nun wissen kann,
 Was böß' und gut sey, und woran
 Ich beydes unterscheide,
 Recht will ich thun; hilf mir, o Gott!
 Nicht achten auf der Menschen Spott,
 Wenn ich das Böse meide.

Denn Gott ist doch der beste Freund.
 Er lenkt, was noch so widrig scheint,
 Zum wahren Wohlergehen.
 Wer fromm ist, den verstoßt Gott nicht;
 Der darf mit Kindeszuversicht
 Auf ihn, als Vater, sehen.

102. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit
und von der Schädlichkeit des Lasters.

Ein fröhlich Herz, gesundes Blut,
 Ist in der That ein großes Gut,
 Und hat es Gott gegeben.
 Ach dankten wir
 Doch Gott dafür
 In unserm ganzen Leben!

Wer Gott gehorcht, der dankt ihm recht,
 Geschenk' und Gaben sind zu schlecht,
 Weil Gott das Herz begehret.
 Wenn uns gefällt,
 Was Gott gefällt;
 Dann wird Gott recht verehret.

Gott weiß am besten, was uns nützt,
 Wer ihm gehorcht, der bleibt beschützt
 Vor mancher Sorg' und Plage.
 Wer Gott verläßt,
 Dies glaubet fest!
 Hat nie zufriedne Tage.

Ein Laster führt zum andern hin;
 Sich zu verbergen, muß er flieh'n
 Von Vaterland und Hütte.
 Die Obrigkeit
 Verfolget weit
 Des Bösen flücht'ge Schritte.

Die Unruh seines Herzens geht
Mit ihm umher; und wo er steht,
Da nagt ihn Furcht und Kummer,
Der böse Rath,
Die böse That,
Verwehrt ihm Ruh und Schlummer.

Wer aber reines Herzens ist,
Und Gottes Wohlthat nicht vergißt,
Ihn durch Gehorsam ehret;
Den schützet Gott
In aller Noth;
Sein Segen wird vermehret.

103. Merndtelied.

Herr Gott! wir loben dich für allen deinen Segen,
Den wir mit frohem Muth in unsre Scheunen legen.
Du wußtest, was uns fehlt, und halfest gnädiglich.
Nun ist kein Mangel mehr, und alles freuet sich.

Doch laß uns beym Genuß der Güter dieser Erden
Nicht undankbar und frech, nicht faul und lieblos werden,
Der dankt Gott in der That, der, wenn Gott Segen giebt,
Aus Liebe gegen Gott, auch Lieb' an Menschen übt.

104. Morgenlied einer frommen Magd.

Durch Ruh erquicket in dieser Nacht,
Bin ich aus tiefem Schlaf erwacht.
Nun will ich auch nicht länger ruhn,
Und eilen, meine Pflicht zu thun.

Das Vieh schreyt mich um Futter an —
Ich will es pflegen, wie ich kann.
Für Lohn und Nahrung sollt' ich nicht
Auch treu beweisen meine Pflicht?

Kein Schade soll durch mich geschehn.
Man soll mich niemals müßig sehn.
Mehret sich durch mich der Herrschaft Gut,
So lohnt mirs Gott, wenn sie's nicht thut.

Da lieben Thiere! freßt euch satt!
Wohl dem, der Vieh zu warten hat!
Wie mancher hat nicht Vieh, nicht Brod,
Und leidet sonst noch große Noth!

Mir fehlet nichts. Ich bin gesund.
 Drum preis' ich Gott mit Herz und Mund.
 Thu ich das Meine gern und treu;
 So leb' und sterb' ich sorgenfrey.

105. Morgenlied des frommen Knechts.

Da zieh ich wiederum ins Feld,
 Gesund an Gliedern, stark an Kräften,
 Und lobe Gott, der mich erhält,
 Und ruht zu nützlichen Geschäften.

Mein Brodherr sieht mich jezo nicht,
 Doch sieht mich Gott, der einst wird fragen;
 Wie jeder seines Amtes Pflicht
 Erfüllt, in seines Lebens Tagen?

Das Vieh ist meiner Hand vertraut,
 Ich will es nicht unnöthig quälen.
 Es süßlet Schmerz, und ders gebaut,
 Wird seine stummen Stugen zählen.

Zu Schaden dingt man keinen Knecht,
 Zielmehr des Ruhens viel zu bringen
 Wie nütz' ich nun, wie mach' ich's recht?
 D möchte mirs doch wohl gelingen!

Mit Gott fang' ich die Arbeit an;
 Hilf, Gott, daß ich sie auch vollende!
 Wer seine Pflicht hat treu gethan,
 Den schrecket nicht des Lebens Ende.

106. Lied des frommen Säemanns.

Den Samen kann ich streuen;
 Wer aber giebt Gedeihen?
 Wer als mein Gott, nur du!
 Soll er in Halme schießen,
 So muß ihn Gott begießen,
 Da reicht Menschenkraft nicht zu.

Zu deinen Himmelsböden
 Erhebt sich, Gott, mein Flehen!
 Mit Segen sieh herab
 Auf Ackerwerk und Weide!
 Füll unser Herz mit Freude.
 Das deinem Schuß es übergab!

Beglückt mit Herntesegen;
 Weil Wärm' und Wind und Regen
 Du schenkstest gnädiglich;
 So will ich mich des Armen,
 Der nichts gewann, erbarmen,
 So segnest du einst wieder mich.

107. Abschiedslied eines frommen Soldaten.

Für Brüder und fürs Vaterland
 Zu schützen Recht und Ruh,
 Bekomm ich Waffen in die Hand,
 Und Sold und Brod dazu.

Viel leichter ist am Pfluge stehn,
 Als in der wilden Schlacht,
 Doch ohne Gott kann nichts geschehn,
 Er hats in seiner Macht.

Will's Gott, so ist auch Krieg uns gut.
 Zwar weiß ichs wohl nicht, wie?
 Doch traun ichs Gott, und habe Muth;
 Sey mein Beruf auch Müh'.

Nicht plündern will ein tapfrer Mann,
 Nicht mehren Landesnoth,
 Nicht rauben (die ihm nichts gethan)
 Den Armen Kleid und Brod.

Ins Glied, wo seine Fahne weht,
 Ihn fordert sein Geschick.
 Fest wie ein Fels der Fromme steht,
 Der Frevler bebt zurück.

Ist's Wunder, daß entfliehet der,
 Der nur ein Leben kennt?
 Gott kennt der Tap're — weiß, daß Er
 Ihm noch ein zweytes gönnt.

Was wiegt ihm Leben oder Tod?
 Nichts — gegen Treu und Pflicht.
 Wer die bedenkt, hat Muth in Noth,
 Denn Gott verläßt ihn nicht.